Neue wichtige und interessante Bücher

aus dem Verlage von **Caesar Schmidt** in **Zürich** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

A. Dam, Wilde Liebe. Novelle. Mk. 1.20, Fr. 1.90.

Ali Nouri Bey, Abdul Hamid in Karikatur, mit über 100 Illustrationen, sehr humorvoll, Mk. 2.50, Fr. 3.—.

Ariacus, Zukunft Deutschlands. Mk. 1.20.

Artin, A., Kaspar Hauser. Des Rätsels Lösung, mit Porträt und Facsimile. Preis Mk. 1.50, 1 Fr. 90 Cts. (In Baden verboten.)

Aus einer großen Garnison. Von General von * * *. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. **In Deutschland verboten.**

Avtós, Ego. Gegen den Strom. Sensationeller Roman aus einem interessanten Lande Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Bardy de Leuil, Donna e mobile. Reisenovelle. 8° in illustr. Umschlage. Preis 80 Pfg. — **Susanna im Bade.** Künstlernovelle. 8°. in illustriertem Umschlag. Preis Mk. —.80. Beide Novellen sind Juwelen und werden von Freunden eleganter Pikanterie gern gekauft werden.

Baron v. S., Die Geheimnisse des serbischen Königshofes. Preis Mk. 2.40.

Barth, H., Römische Allotria. Lustiges Vademecum für Italienbummler. Reich illustriert. 1. bis 6. Auflage. Preis geh. Mk. 1.50, Fr. 1.90, geb. Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Bernsdorff, Die Egloffsteins, Künstler-Roman. Sehr tragisch aber pikant geschrieben. Preis Mk. —.80, Fr. 1.—.

Beetschen, Papagenos Glockenspiel. Neue Gedichte. Mk. 1.50, Fr. 1.90.

Borgstede, Schicksale, Großstadt-Novellen, höchst tragisch, aber lebenswahr. Preis Mk. 1.50, Fr. 1.90.

Burska, Allerlei Liebe. Sehr pikant (in illustriertem Umschlag). Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Claud-Saar, Kaiserin Elisabeth auf Kap Martin. Mit vielen Autotypien nach photogr. Aufnahmen, darstellend das Porträt der Kaiserin, die von ihr daselbst bewohnten Zimmer, Denkmal, Totenmaske und diejenigen Orte, welche sie vorwiegend gern besuchte. Preis Mk. 1.60, Fr. 2.—.

Dahl, Leidensgeschichte einer Königstochter (Prinzessin Luise von Koburg). Preis Mk. 1.20, Fr. 1.50.

Draga und ihre Amtriebe in Serbien. Preis 80 Pf. — Fr. 1.—.

Das Geheimnis des Ceremonienmeisters, Hofroman aus der jüngsten Vergangenheit vom Hofe Preußens. **Prozeß Kotze.** Von Carl Fürst von ... (In Preußen verboten.) Preis Mk. 4.—, Fr. 5.—.

Diest-Daber, v., Berichtigung von Unwahrheiten in den Denkwürdigkeiten des Fürsten Bismarck. Mk. 2.—, 2 Fr. 50 Cts.

Détschy, Serafine, Dunkelrote Rosen. Künstler-Roman. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk 6.20.

Die Märtyrerin auf dem Kaiserthrone von **Gräfin** ... Ein starker Band von 325 Seiten mit dem Bildnis der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Preis Mk. 4.—. Fr. 5.—.

Der Prinz von Gales, Sittenbilder vom Hofe des modernen Hängland. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75. **Sehr pikant und interessant.**

Dolorosa, Fräulein Don Juan. Roman. Mk. 4.—. Fr. 5.—.

Duc, Aimée, Des Pastors Liebe. Freisinnig (in illustriertem Umschlag). Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Eken, v. d., Aus Vorder- und Hinterhäusern. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Ein Wort zur Verteidigung der Kronprinzessin Luise von Sachsen. Liebe, Familienleben und Moral an Fürstenhöfen. Ein Liebesroman. 50 Pfg.

Eine Abenteurerin (Draga) auf dem serbischen Throne. Zeitgemäße Broschüre über Serbien. Preis Mk. 1.—.

Erzherzog Ernst von Oesterreich, seine heimliche Ehe und seine Kinder, von Mephisto. Mit vielen Abbildungen, worunter die Photographie des Trauscheines und Porträts aller Beteiligten. Preis Mk. 4.—, Fr 5.—. (In Oesterreich verboten)

Friedländer. Geschichte der jüdischen Apologetik. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

— Der Freiwillige des Ghetto. Erzählung für die jüdische Jugend. Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Fischer-Eichhorn, Ein Märtyrer der Frauen. Offiziers-Roman, masochistisch (in illustriertem Umschlag). Mk. 1.20, Fr. 1.50.

Friedmann, Dr. Fr., Erzwungene Muße. Erlebnisse und Gedanken eines Gefangenen. Porträt und Unterschrift des Verfassers. Preis Mk. 2, Fr. 2.50

— — **Der deutsche Kaiser und die Hofkamarilla.** I. Der Fall Kotze. II. Wilhelm II. und die Revolution von Oben. Ermäßigter Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Fuchs, Hanns, Claire. Ein masochistischer Roman. Mk. 4.—, Fr. 5.—.

Gatti, E. v., Der König der Juden. Geschichte Jesu in Romanform. Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50 (In Oesterreich verboten.)

Gehruske, Kapital, Lösung v. zwei wicht Fragen der Oekonomie. Preis Mk. 1.—, Fr. 1.25

Herold, Die letzten Tage König Ludwigs II. Preis Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Digitized by Google

Erich Mühsam.

Die Psychologie der Erbtante.

Eine Tanthologie aus 25 Einzeldarstellungen

als Beitrag

zur

Lösung der Unsterblichkeits-Frage.

Zürich 1905.
Verlag von Caesar Schmidt

Digitized by Google

Digitized by Google

Erik Mücken

Erschienen am 15ten November 1904.

Margarete Beutler

zugeeignet.

(RECAP)

B474
.13
?13

548109

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Nicht der Drang in das Heer literariſcher Erzeugniſſe einen neuen Rekruten einzuſtellen, war die Anregung zu dieſem Buche, ſondern das unabweisbare Bedürfnis einen Stein zu dem Bau zu fügen, an deſſen Aufrichtung die Philoſophen und Theologen, die Dichter und Denker ſeit Menſchengedenken ihr Beſtes gaben. Die Frage nach der Unſterblichkeit der Dinge und Menſchen, deren Beantwortung man getroſt die Erkenntnis als ſolche nennen dürfte, iſt von ſo einſchneidender Bedeutung für das wirtſchaftliche, ſoziale, pſychiſche und phyſiſche Leben des Individuums und der Völker — handelt ſie doch im letzten Grunde von deren Sein oder Nichtſein, — daß ich glaubte, meine partiellen Beobachtungen auf dieſem Gebiete, welche immerhin geeignet erſcheinen, die Frage ihrer Löſung näher zu bringen, der Menſchheit nicht vorenthalten zu ſollen.

Kein geringerer als Gotthold Ephraim Leſſing war es, der in einem ſeiner tiefgründigen Epigramme einen bemerkenswerten Beitrag zum Nachweis der Unſterblichkeit lieferte. Er ſingt von einem Jungfernſtifte:

Digitized by Google

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um dies Jungfernstift muß sein;
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

Aber weiß dieser Dichter nur den Insassen dieses einen Hauses die köstliche Eigenschaft der Unsterblichkeit nachzurühmen, so gehe ich einen gewaltigen Schritt weiter, indem ich im vorliegenden Buche den Nachweis liefere, daß es eine ganze Gattung von Menschen gibt, welche gefeit ist gegen Klappermanns Würgehand: die Erbtanten.

Das Problem ist zu wichtig, seine Erörterung zu ernsthaft, als daß ich mich damit aufhalten könnte, in langstiliger Polemik meine Erforschung denen begreiflich zu machen, die in Skepsis und Nörgelsucht befangen ihre Ohren vor allem Ungewöhnlichen, Umwälzenden mit Watte zustopfen. Knapp und schlagend wie die Behauptung: Die Erbtante ist unsterblich! — sei meine Beweisführung. An 25 Beispielen mag die Welt ermessen, ob meine Wahrnehmung bedeutungsvoll, ob meine Rückschlüsse berechtigt sind.

Lang waren die Dispute, schwer die Erwägungen, in welcher Form und unter welcher Flagge meine epochemachende Entdeckung in die Welt hinaus sollte. Besonders der Titel des Buches bereitete mir viel Sorge und Kopfzerbrechen.

Psychologie oder Physiologie? — das war die Frage. Schon wollte ich mich für die letztere Bezeichnung entscheiden. Denn ist nicht das Sterben und noch viel mehr das Nichtsterben ein physiologischer Vorgang?

Digitized by Google

Jedoch die Erwägung, daß ſich gerade bei der Erbtante das Nichtſterben viel eher als eine Charaktereigenſchaft, als ein ſeeliſcher Defekt darſtellt, behielt endlich die Oberhand, und die Aufzählung der 25 Beiſpielstanten gibt mir das Recht, mein Buch „Die Pſychologie der Erbtante“ zu nennen.

Eine weitere Schwierigkeit trat mir bei der Anordnung der Tanten in den Weg. Sicher wäre es gerecht geweſen, die Damen der Anziennität nach aufmarſchieren zu laſſen. Aber erſtens war es mir trotz aller ungeſcheuten Bemühungen nicht möglich, das Alter der meiſten derſelben mit Sicherheit feſtzuſtellen, dann auch wäre es wenig höflich und nicht gerade rückſichtsvoll geweſen, alte, längſt vergeſſene und begrabene Eiferſüchteleien dadurch wieder aufzurühren, daß ich hier vor aller Öffentlichkeit den Mangel an Jugendlichkeit bei einer Tante noch mehr hervortreten laſſen ſollte als bei der andern. Die alphabetiſche Reihenfolge allein dürfte mich vor Anfeindungen von allen Seiten ſichern und eine objektive Würdigung der 25 Tatbeſtände ermöglichen.

Ich denke mit der Herausgabe dieſes Buches einem tiefempfundenen Bedürfniſſe unſerer Zeit, endlich Licht zu werfen in das Myſterium des Erbtanten-Erdenwallens, Rechnung zu tragen; ich denke all denen, die immer von neuem auf das Erblaſſen dieſer oder jener Tante hoffen und ſich immer von neuem über das Fehlſchlagen ihrer Hoffnungen wundern, ein für alle Male den Star geſtochen und nachgewieſen zu haben, wie töricht und unbedacht jener junge Mann handelte, der

einſt in einem Lokalblatte annoncierte: 3 gewöhnliche Tanten gegen eine Erbtante einzutauſchen.

Allen gewöhnlichen Tanten aber glaube ich dadurch zu ihrem guten Recht verholfen zu haben, daß ich ſie als den Erbtanten gleichberechtigte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft öffentlich anerkenne, jener Damen, welche ihr Titel zu einer wandelnden Vorſpiegelung falſcher Tatſachen ſtempelt.

Erich Mühſam.

Digitized by Google

Tante Amalia.

Sie war im Grunde ihres Herzens eine gute Frau. Außerdem hatte ſie viel — manche ſagten: ſehr viel — Geld, und war mindeſtens 25 Jahre älter, als ſie jedem erzählte, der es wiſſen wollte. Konnte es da wunder nehmen, daß Tante Amalia von ihren Neffen — deren hatte ſie drei: Hans, Ferdinand und Eberhard — und von ihren Nichten, vier an der Zahl: Charlotte, Anni, Elſe und Paula — vergöttert wurde? — .

Zu ihrem Vermögen war Tante Amalia erſt gekommen, als ſie ſchon längſt Witwe war. Ihr Mann, Onkel Theodor, war ein braver Kürſchner geweſen, der dadurch, daß er im Sommer Pelze wuſch und gegen entſprechende Bezahlung in Verwahrung nahm, und im Winter die elegante Welt mit neuen Wärmehüllen verſah, ſich und die trotz aller Bemühungen kinderloſe Tante Amalia recht und ſchlecht ernährte. Zum letzten Weihnachten, den er erlebte, hatte er ſeiner teuren Ehehälfte ein Los einer Pferdelotterie geſchenkt, und nachdem dies mit dem erſten Gewinn gezogen war, und er noch die Freude gehabt hatte, den Verkauf des ſo in ihren

Besitz geratenen Viergespanns für dreitausend Mark zu vermitteln, war er gestorben.

Tante Amalia aber nahm von dem Geld soviel ab, wie sie zu seinem Begräbnis und zum Ankauf eines Viertel-Loses der sächsischen Staatslotterie brauchte, und legte das übrige auf Zinsen in die Bank der Firma Truggold & Co., eingetr. G. m. b. H.

Das sächsische Los kam wieder heraus, und Tante Amalia kaufte sich ein neues. Dieses Mal ein halbes Los der thüringischen Lotterie. Auch das ward gezogen, und so ging es weiter. Sie spielte schließlich 26 ganze Staatslose der Lotterien deutscher Vaterländer, und ihr unerhörtes Glück setzte sie schon bald in den Stand, sich zur Ruhe zu setzen, von den Zinsen ihres gewonnenen Vermögens, die ihr die Firma Truggold & Co., eingetr. G. m. b. H. monatlich auszahlte, zu leben, und von der Eigenschaft einer gewöhnlichen Tante in die einer Erbtante ihrer drei Neffen und vier Nichten aufzurücken.

Diese sieben Erben hatten inzwischen eine Versicherung auf Gegenseitigkeit geschlossen, indem sie sich untereinander verlobten. Hans verlobte sich mit Paula, Ferdinand mit Anni und Eberhard mit Else. Die älteste Nichte, Charlotte, aber blieb unverlobt. Sie sollte ihren Anteil an Tante Amalias Erbschaft für sich allein haben, um einst selbst eine glückliche Erbtante ihrer Neffen und Nichten zu werden.

Eines Abends saßen die sieben Erbschaftsaktionäre beisammen und Charlotte las aus der Zeitung vor — unter „Lokales". Plötzlich schrie sie auf. Da stand

Digitized by Google

etwas furchtbares: Der Inhaber des Bankhauſes Truggold & Co., eingetr. G. m. b. H., Moſes Truggold, war unter Hinterlaſſung eines Defizits von 6 Millionen Mark und unter Mitnahme einer jungen Zirkusdame, ausgerückt. Die „Compagnie" hatte den Konkurs angemeldet.

Die ſieben Erben ſtürzten entſetzt zu Tante Amalia, damit dieſe noch retten ſollte, was zu retten war. Sie kamen zu ſpät.

Tante Amalia war keine Erbtante mehr. Sie ſaß auf einem Stuhle, den Oberkörper vorgeneigt, and auf ihrem Schoß lag das Zeitungsblatt mit der traurigen Botſchaft vom Zuſammenbruch der Firma Truggold & Co., eingetr. G. m. b. H.

Als aber die Neffen und Nichten ſie mit Fragen beſtürmten, erhielten ſie keine Antwort. Tante Amalia war tot. Der Schlag hatte ſie gerührt.

Die Verſicherung der ſieben auf Gegenſeitigkeit löſte ſich auf. Charlotte aber gab die Hoffnung auf, durch Erbſchaft ſelbſt zur Erbtante zu werden. Sie verlegte ſich daher, wie einſtens die Verewigte, aufs Lotterieſpielen.

Tante Berthchen:

Jeden Nachmittag um 3 Uhr nahm Tante Berthchen die grüne Gießkanne vom Nagel, hing ſich ihren roten türkiſchen Shawl über und ging auf den Kirchhof, dem ſie ſeit nunmehr 23 Jahren der Bequemlichkeit halber gegenüberwohnte. Dort bog ſie in die fünfte Gräberreihe ein und ſetzte ſich auf die Bank, die beim ſechzehnten Hügel ſtand, unter dem ſeit 24 Jahren ihr Gatte, der penſionierte Steuererheber Bieſke, ruhte.

Nachdem Tante Berthchen ſich ein Tränlein aus der gelben Runzel gewiſcht hatte, die ihr von der Grube, welche einſt Augenbraue hieß, bis zum Mundwinkel führte, entnahm ſie der rechten Taſche ihres grauſchwarzen Kleiderrocks einen Strickſtrumpf, der linken eine Tüte mit Schokoladeplätzchen, ſpannte bei Regenwetter den violett-punktierten Regenſchirm auf, den ſie hierzu täglich auf der Bank liegen ließ, und begann zu ſtricken, zu lutſchen und zu denken.

Ja, Tante Berthchen dachte, dachte viel und tief und hörte nicht auf zu denken, bis ihr die Augen zufielen und bis dann um Punkt 6 Uhr der alte Kirchhofsaufſeher kam und ſie weckte.

Digitized by Google

Worüber aber Tante Berthchen so tief und viel nachdachte, das war wichtig genug. Sie hatte nämlich im Laufe ihrer Witwenjahre ein Kapital von beinahe 30 000 Mark gespart und hatte bis jetzt noch immer kein Testament gemacht, obgleich sie schon ganz genau wußte, was mit dem Gelde geschehen sollte. 20 000 Mark sollte ihr einziger naher Anverwandter, ihr Neffe Emil, bekommen, dem, wenn sie testamentlos sterben würde, der ganze Nachlaß zufiele. Aber das übrige sollte eine Bieske-Stiftung werden, aus der alle Steuern gezahlt werden sollten, die die Kundschaft des verewigten Steuererhebers Bieske alljährlich zu entrichten hatte. Zwar lebten ja nur noch wenige von denen, die der Selige dereinst regelmäßig erleichterte. Aber einer war darunter, der hatte ein so großes Einkommen, daß er jedes Jahr allein mehr als die 350 Mark an die Staatskasse abführte, die ihr Stiftungskapital Zinsen tragen würde. Wenn der tot wäre, dann würde es reichen, und Tante Berthchen beschloß daher kein Testament zu machen, ehe nicht der Fabrikbesitzer Lehmeyer seine Augen zugemacht hätte.

Da jedoch Herr Lehmeyer erst 65 Jahre alt und kräftig und rüstig war, während Tante Berthchen selber 79 Jahre zählte und vor Altersschwäche schon bedenklich mit den Kinnbacken wackelte, so sagten die Leute, die von ihrem Warten auf Herrn Lehmeyers Tod wußten, sie sei wunderlich. Ihr Neffe Emil aber schrieb in sein Tagebuch:

„Ich habe jetzt als Commis bei Eduard Bindemann ein Einkommen von 3000 Mark jährlich. Die

Digitized by Google

brauche ich zum Leben. Wenn Tante Berthchen, wie ſie beabſichtigt, mich in ihrem Teſtament mit 20 000 Mk. bedenkt, ſo werfen dieſe 700 Mk. Zinſen außerdem ab. Dann könnte ich ein klein bißchen beſſer leben. Stirbt ſie aber, ohne ein Teſtament gemacht zu haben, und ich erhalte die ganzen 30 000 Mark, ſo macht mich mein Chef zu ſeinem Kompagnon, und ich bekomme die Hälfte des Geſchäfts-einkommens. Damit kann ich heiraten."

So rechnete Emil. Und da er gern heiraten wollte, ſo lag ihm ſehr daran zu verhüten, das Tante Berthchen nicht etwa doch noch ein Teſtament machte.

Er kannte aber ihre Gewohnheiten und auf dieſe Kenntnis baute er einen bösartigen Plan auf, zu deſſen Ausführung er an einem regneriſchen Herbſttage ſchritt.

Am frühen Morgen begab er ſich an das Grab Onkel Bieſkes, ergriff Tante Berthchens violett-punktierten Regenſchirm, der wie immer an der Bank lehnte, und ſchlich mit dieſer Beute davon.

Mittags ſetzte ein feiner Dauerregen ein, und als Tante Berthchen am Nachmittage kam, wiſchte ſie ſich das obligate Tränlein aus der gelben Runzel, entnahm der rechten Taſche ihres Rockes den Strickſtrumpf, der linken die Schokoladeplätzchen, und wollte dann ihren Schirm aufſpannen. Da ſie ihn nicht fand, fiel ſie vor Schreck um.

Als man ſie nach Haus gebracht hatte und zur linken ihres Bettes der Paſtor mit einem Gebetbuch, zur rechten der Notar mit einem Protokoll ſaß, die ſie ſchleunigſt hatte rufen laſſen, da dachte ſie nur noch

Digitized by Google

an ihr Teſtament. Aber ſie hatte bei dem Schrecken über den geſtohlenen Regenſchirm einen Teil ihres Verſtandes verloren, und als der Notar ſie fragte, wer denn nun ihre Erbſchaft antreten ſollte, dachte ſie nur daran, daß Emil nicht alles haben ſollte und hauchte nur: „Emil nicht!“ — Mehr bekam ſie trotz aller Mühe nicht heraus. Der Notar ſchrieb daher, daß Tante Berthchen ihren Neffen Emil enterbe, und da er nicht von ihr erfahren konnte, wer an ſeine Stelle treten ſollte, und auch ihre Kräfte immer mehr abnahmen, ließ er ſie darunter ihren Namen ſetzen, was ihr mit Hilfe des Paſtors noch grade gelang.

Sie ſtarb. Angeſichts der Enterbung ihres einzigen Verwandten kam Vater Staat und ſtrich wohlgefällig ſchmunzelnd die 30 000 Mark ein. Der böſe Emil aber hatte das Nachſehen und den Regenſchirm.

Digitized by Google

Tante Christine.

Ich mußte es schon glauben diesmal.

Mein Freund Ernst Frohgesinnt war mir unter Tränen um den Hals gefallen, um es mir zu erzählen. Und ich freute mich, daß ich es ihm glauben durfte. Er war ein lieber Kerl, dem man ein bißchen Glück schon gönnen konnte, und Tante Christine war ein so braves, gutes altes Fräuleinchen, daß ich, wenn überhaupt schon einer, ihr zuallererst zutrauen konnte, meine Skepsis den Erbtanten gegenüber zu erschüttern.

Also es war kein Zweifel mehr. Tante Christine hatte Ernst Frohgesinnt, ihren einzigen Neffen und nächsten Verwandten zum Universalerben ihres ganzen Vermögens von 45 000 Mark eingesetzt; ja, sie war so gütig gewesen, um von der Vorfreude schon zu Lebzeiten etwas mitanzusehen, ihn ihr Testament lesen zu lassen.

Ernst war glückselig. Wir gingen den Abend zusammen in den Kaiserkeller und tranken ein Glas Wein nach dem andern auf das Wohl und das sanfte Ende Tante Christinens.

Digitized by Google

Und Ernſt baute goldene Luftſchlöſſer. Zunächſt wollte er heiraten, ſein kleines Lieschen, mit dem er ſchon drei Jahre verlobt war, dann wollte er ſeine Gedichte drucken laſſen und dann eine Erholungsreiſe nach dem Süden machen, um ſeine kranken Lungen zu ſtärken. Wie er glühte vor Freude! Und wie die roten Flecken auf ſeinen Wangen ſich über das ganze Geſicht ergoſſen, ſo daß es ausſah, als ob der Wein ſie einem ganz Geſunden aufgemalt hätte! . . .

Am nächſten Tage beſuchte ich Tante Chriſtine. Ich hielt es für ratſam als Freund ihres Neffen mich ab und zu bei ihr ſehen zu laſſen, und jetzt, wo ich von ihrem hochherzigen Teſtament wußte, drängte es mich ganz beſonders zu ihr zu gehen.

Ich hatte die alte Dame wirklich gern. Von allen Tanten, welche ich in meinem Leben kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war ſie eine der ſympathiſchſten. Sie hatte ein rundes, freundliches Geſicht und kluge, graue Augen, die freudig aufleuchteten, wenn ſie von ihrem Neffen Ernſt Frohſinn ſprach. Auch ich nannte ſie Tantchen, die kleine, bewegliche Perſon, die man gern haben mußte, wenn man ſie einmal kennen gelernt hatte.

Sie trug ſtets ein ſchwarzſeidenes Kleid mit wertvollen Tüllſpitzen und darüber eine elegante ſchwarze Schürze, aus deren Taſche ein klirrender Schlüſſelbund heraushing. Das graue Haar krönte ein blitzſauberes weißes Häubchen und die goldnen lang herabhängenden Ohrringe vervollſtändigten das Bild eines der lieben Tantchen, welche den jungen Mädchen in den biederdeutſchen Romanen mit erfreulichem Ausgange zum

Digitized by Google

Schluß zu dem einzig geliebten, aber mit aller Tücke Marlittſcher Phantaſie von hundert Intriguen feſtgehaltenen Mann verhelfen.

Sie begrüßte mich lebhaft und herzlich, ſetzte mir ein Glas Wein vor und eine Cigarre — ſie war auf jeden Beſuch ſtets vorbereitet — und plauderte dann luſtig drauf los. Von ihrer Kindheit und von ihrer Brautzeit; ja, verlobt war ſie auch geweſen mit einem ſchönen jungen Steuermann — wie oft hatte ich die Geſchichte ſchon angehört! — aber der war bei einem Schiffbruch ertrunken, drei Wochen vor dem Tage, an dem ſie heiraten ſollten, und ſeitdem trug ſie Witwenkleider und widmete ihr Leben ganz der Erinnerung an den Verſtorbenen. Jetzt war ſie natürlich längſt über den tiefen Gram hinaus, der ſie jahrzehntelang weltſcheu und einſam gemacht hatte; jetzt erzählte ſie heiter und anſchaulich kleine Epiſoden aus ihren Glückstagen, und ich konnte ihr immer wieder zuhören; ihr ganzer Roman paßte ſo genau zu ihrer Erſcheinung und ihrem Weſen, daß es nie ermüdete, wenn ſie ihn erzählte.

Und dann kam ſie auf Ernſt zu ſprechen. Ja, der hätte noch ſo etwas von ihrem Bräutigam — im Charakter und im Benehmen. Nur ſchade, daß ſeine Geſundheit ſo ſchwach ſei! Na, nach ihrem Tode würde er ja keine Sorgen mehr zu haben brauchen um das tägliche Brot, dann könne er ſich hegen und pflegen. Daß ſie ihm ja, wenn ſie wollte, ſchon jetzt helfen konnte, darauf kam ſie nicht, aber ſie leuchtete ordentlich auf in dem ſtolzen Gefühl, daß ſie es ſei,

Digitized by Google

die den armen Jungen einmal aus ſeiner ſtändigen Miſere befreien würde. Jetzt habe ſie ihr Teſtament vom Notar beglaubigen laſſen, und nun könne ſie getroſt ſterben. — — —

Es kam anders. Eines Tages hatte Ernſt Frohſinn einen Blutſturz und eine Woche ſpäter war er tot. Tante Chriſtine überlebte ihn nicht lange. Der Schmerz um den teuern Neffen warf ſie nieder, nachdem ſie vorher ihr Teſtament dahin geändert hatte, daß ihre Hinterlaſſenſchaft zu einem Teile dem Tierſchutzverein, zum andern einer Bühnengenoſſenſchaft zufiel. — Denn Tante Chriſtine hatte ſehr für das Theater geſchwärmt.

Tante Dorothea.

Sie lag im Sterben.

Endlich!

Siebenundachtzig Jahre iſt eine lange Zeit für das Erdenwallen einer Jungfrau gebliebenen Dame. Und Tante Dorothea war ſiebenundachtzig Jahre alt.

Jetzt lag ſie im Sterben.

Wer war vergnügter als ihr einziger Erbneffe Konrad?

Konrad kaufte einen Strauß Levkojen. Damit ging er an Tante Dorotheens Sterbebett. Sie japſte noch als er ankam, und ſah ihm mit dem Weißen, das von den Augen allein noch ſichtbar war, wenn auch nur in einem dünnen Streifen, der rotunter- und -über-laufen war, liebevoll an.

Der gute Neffe nahm eine Stecknadel — er trug immer Stecknadeln unterm Weſtenkragen bei ſich — und ſteckte damit den Levkojenſtrauß an Tante Dorotheens Hemd feſt. Daß er die Nadel dabei auch durch die pergamentne gelbbraune Haut ſteckte, die darunter welkte, merkte weder er noch ſie. Denn die Haut war nur loſe gefaltet.

Tante Dorothea wollte nochmal Blumen riechen, obgleich ſie ſehr aſtmatiſch war. Sie beugte alſo die Naſe vor, die ohnehin ziemlich weit über die Bettdecke hing, und ſchnupperte an den Levkojen. Dann ſank ihr Kopf zurück. Sie hatte vollendet.

Konrad drückte ihr die Augen ein und ging nach Hauſe. Abends legte er ſich befriedigt ſchlafen. — —

Als Tante Dorothea begraben war, bekam Konrad von Gerichts wegen die Mitteilung, daß Tante Dorothea ihn zum Univerſalerben gemacht habe. Er möge ſich baldgefälligſt darübern äußern, ob er bereit ſei, das Erbe anzutreten.

„Brave Erbtante!“ grinſte Neffe Konrad. Dann nahm er einen Bogen Konzeptpapier und gab darauf dem Gericht huldvoll ſeine Einwilligung zu erkennen, Tante Dorotheens Erbſchaft baldgefälligſt in Empfang zu nehmen. Abends ging er ſehr befriedigt zur Ruhe. — — —

Die Sache kam dem armen Konrad ſehr gelegen. Denn er ſaß ſcheußlich im Druck. Von allen Seiten wurde er bedrängt. Nun war er gerettet, denn Tante Dorotheens Vermögen war nicht klein. Allmählich träumte daher Neffe Konrad von dem Eintreffen des Geldes und ging allabendlich in froher Erwartung der Erfüllung des lieben Traumes überaus befriedigt ſchlafen.

So vergingen drei Wochen. Da kriegte Konrad einen Brief mit einem Amtsſiegel, eine portopflichtige Dienſtſache, für die er die verlangten zwanzig Pfennig freudig zitternd erlegte. Denn er war überzeugt, er

Digitized by Google

werde darin eingeladen, Tante Dorotheens Hinterlaſſenſchaft abzuholen, und dann hätte der Dalles ein für allemal ein Ende.

Armer Konrad! In dem Schreiben ſtand, daß Tante Dorothea zwar ein Vermögen von 80000 Mark hinterlaſſen habe, daß ſie jedoch ſeit 50 Jahren drei Viertel ihrer Steuern hinterzogen habe, die nachträglich von dem Gelde abgezogen würden, und daß außerdem die Erben — in dieſem Falle: der Erbe — benachrichtigt würden, daß ſie pro anno der Hinterziehung 1200 Mark Strafe zu zahlen hätten. Mache in Summa 60000 + 6% von 50 Jahren hindurch hinterzogenen 60000 Mark an regulären Steuern, mache im ganzen — die Zinſeszinſen ſeien in Gnaden erlaſſen (wahrſcheinlich war's dem Steuerbeamten zu ſchwierig geweſen ſie zu berechnen):

	Strafe: Mark	60000
Nachzahlung 3600 × 50 =	„	180000
	Mark	240000

in Buchſtaben: Mark Zweihundertundvierzigtauſend, zahlbar binnen 8 Tagen.

Konrad ſank in ſich zuſammen. „Pleite" ſchluchzte er.

Dieſen Abend ging er nicht befriedigt ins Bett, ſondern betrübt ins Waſſer.

Digitize

Tante Elfriede.

Die Psychologie der Erbtante Elfriede machte mir viel Schwierigkeiten. Sie war ein Vollweib — leiblich und seelisch. Eine Walkürenfigur, vor der ich eine Heidenangst hatte, denn ihre Arme waren kraftvoll wie hundertjährige Eichenäste und ihre Hände groß wie Suppenteller.

Und gerissen war Tante Elfriede. Es ist nicht zu sagen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit erhobenem Arm dastand und mir mit der mächtigen Stimme, die klang wie eine Posaune, in deren Tuba sich ein Butterbrot verirrt hat, ihre geheimsten Herzenswallungen verriet. Denn diese Herzenswallungen gingen aufs ganze Vermögen der Erbtante Elfriede. O ich Unglücklicher!

Tante Elfriede wurde krank, sehr krank, sterbenskrank. Der Arzt kam und ging dreimal am Tage. Ich wich nicht von ihrem Bett. Das war sehr gefährlich. Denn Tante Elfriede phantasierte viel. Dabei schlug sie mit den Fäusten um sich, schimpfte zum Gottserbarmen auf mich, der ich nur auf ihren Tod warte, verriet, daß ihr Mann täglich von ihr Keile

Digitized by Google

bekam, bis er ſtarb, und ſtrampelte mit den Beinen derart, daß ich mehrmals unter ihrer Decke Dinge zu zu ſehen bekam, — Dinge — — na!!

Einmal, als die Tante etwas ruhiger geworden war — ich hielt das für den Anfang vom Ende, nahm ich den Doktor beiſeite: „Herr Doktor," ſagte ich, „ſagen Sie mir die volle Wahrheit! — Wird Tante Elfriede ſterben?" Da ſah mich der Doktor traurig an, und räuſperte ſich und ſagte: „Mein lieber junger Freund!" — Ich atmete hörbar auf. „Bereiten Sie ſich auf das Schlimmſte vor!" — Ich nahm ſeine Hand in die meine. „Ihre Frau Tante — —" er ſchluckte mehrmals und ich markierte einen tiefen Seufzer — „Ihre Frau Tante iſt auf dem Wege" — — ins Jenſeits! ſagte mein Inneres zu mir — — „— auf dem Wege zur Beſſerung." Er ſchwieg. „Ich danke Ihnen," ſagte ich laut, „Schweinehund!" leiſe. Dann ging ich wieder ins Schlafzimmer zur Tante.

Sie blinzelte mich lauernd an, und mochte wohl auf meinem Geſicht die Enttäuſchung leſen. Plötzlich erhob ſie ſich — furchtbar ſtand ſie da auf dem Kiſſen. O Gott, ich mag gar nicht mehr daran denken, wie ſie ausſah. Ihre Beine waren behaart und ihr Hemd gräßlich kurz. Ihre Hände reckten ſich zur Decke. Ihre Fäuſte waren geballt. Ihr gewaltiger Buſen wogte.

„Nichtswürdiger!" ſchrie ſie. „Ich durchſchaue dich! Aber warte, ich werde dir den Gefallen nicht tun. Ich werde geſund werden. In acht Tagen ſtehe ich auf. Aber an dir werde ich furchtbare Rache

nehmen, du Heuchler! du Scheinheiliger! der — der —der — — Ich enterbe dich!“ japſte ſie noch hervor. Dann ſank ſie erſchöpft zurück.

„Ich enterbe dich!“ Dies furchtbare Wort verfolgte mich in den nächſten 8 Tagen überallhin. Und richtig ſtand nach 8 Tagen Tante Elfriede auf.

„Ich enterbe dich; — ich enterbe dich!“ — Sie tat es.

Am nächſten Tage kriegte ſie einen Rückfall und eine Woche ſpäter ſtarb ſie.

Pfui, Tante Elfriede, Pfui!

Digitized by Google

Tante Friederike.

Viel war es ja nicht, was ich von Tante Friederike erben ſollte. Immerhin aber war es das ganze Witwengeld, vom dem ſie ihren zwar beſcheidenen aber doch auskömmlichen Unterhalt beſtritt. So konnte für mich daraus jedenfalls eine angenehme Schweizreiſe oder einige Monate üppigen Lebens erſprießen.

Was aber die Hauptſache war: die Erbſchaft war mir ſicher — abſolut ſicher. Ich war ihr einziger näherer Verwandter, dazu der einzige, der ſich in ihrer Witwen-Einſamkeit um ſie bekümmerte und der einzige, der jeden Sonnabend nachmittag bei gutem und böſem Wetter in ihrem traulichen Wohnzimmerchen neben ihr ſaß, um ihre neueſten Muſenkinder aus der Taufe zu heben.

Tante Friederike dichtete nämlich. Welche Tante, zumal, wenn ſie eine Erbtante iſt, hätte keine Schwächen? Im Hinblick auf ihr Ende, das bei ihrer kränklichen Konſtitution unmöglich lange mehr auf ſich warten laſſen konnte, ließ ich denn ihre Lyrik allwöchentlich unverdroſſen über mich ergehen.

Digitized by Google

Die erſten Ergüſſe, die ich von ihr vernahm — kurz nach dem Tode ihres Gatten, der ſie übrigens zu Lebzeiten häufig geprügelt haben ſoll, und der dann an den Folgen eines Bierabends zu Grunde ging — behandelten faſt alle ihr junges Witwenleid, deſſen Schmerz ihr ganz beſonders nachts fühlbar zu ſein ſchien.

Ich möchte nicht verſäumen, um aus ihrer Kunſt auf Tante Friederike ſelbſt einen Rückſchluß möglich zu machen, hier eine Probe aus jener Zeit folgen zu laſſen:

Streich' ich des Tags durch meine Klauſe,
Dann ſuchen meine Blicke dich.
Und warſt du ſonſt ſchon meiſtens nicht zu Hauſe,
Jetzt iſt's mir vollends fürchterlich.
Und geh' ich abends dann um zehne
Alleine und betrübt zu Bette,
Dann ſeufz' ich unter mancher Träne:
O, Heinrich, wenn ich dich doch hätte!

Ich mußte ihr genau meine Meinung ſagen, was ich von ihren Gedichten hielt, und fand ſie natürlich pflichtſchuldigſt ſämtlich wunderbar tief und ſchön.

Einmal riet ich ihr, ſich doch auch einmal auf dem Gebiet zu verſuchen, das die modernen Lyrikerinnen neuerdings mit ſoviel Begeiſterung kultivierten: auf dem Gebiete der Erotik.

„Siehſt du, ſowas will das Publikum heutzutage leſen," ſagte ich zu ihr, „und einer jungen Frau, wie du biſt, Tante Friederike, kann das doch unmöglich ſchwer fallen."

Als ich das nächſte Mal zu ihr kam, las ſie mir folgendes Poem vor:

„O, wie ist doch mein Herz zerrissen
So mitternachts.
Ich such' dich vergebens in meinen Kissen,
Ja ja, ich dacht's.
Ich arme Witwe, vergehe vor Harme
Nach dir, mein Schatz.
O, fänd' ich endlich in meinem Arme
Für dich Ersatz."

Sie war ganz hin, als sie es gelesen hatte: und ich bin überzeugt, daß es ehrlich gemeint war. Aber diese Art zu dichten griff sie zu sehr an, und bald starb sie.

Bei der Testamentseröffnung stellte es sich heraus, daß sie tatsächlich mich zum Erben ihres ganzen Vermächtnisses eingesetzt hatte. Aber wer jetzt etwa glaubt, die Lehre von der Unsterblichkeit der Erbtante sei damit ad absurdum geführt, der irrt.

Tante Friederike hatte nämlich eine Bedingung gestellt. Ich sollte, damit die Nachwelt doch noch etwas von ihrer künstlerischen Tätigkeit erführe, ihre gesamte literarische Hinterlassenschaft, die sich in drei Kommoden und einem Kleiderschrank befand, in Druck geben.

Ich tat nach ihrem Willen, — und dabei ging nicht bloß die ganze Erbschaft darauf, sondern ich mußte auch noch aus meiner Tasche 123 Mark 75 Pf. zulegen. Dichtende Tanten sind mir seitdem ein Greuel.

Digitized by Google

Tante Gerta.

Ich habe dich Gerte getauft, weil du ſo ſchlank biſt,
Und weil mich Gott mit dir zuchtigen will,
Und weil eine Sehnſucht in deinem Gang iſt,
Wie in ſchmächtigen Pappeln im April.

Richard Dehmel.

Man konnte Tante Gerta, obgleich ſie bereits hoch in den achtunddreißigern war und gegen den Mann als Geſchlechtsweſen eine unüberwindliche Idioſynkraſie hegte, nicht eigentlich eine alte Jungfer nennen. Denn der Dehmelſche Vers, den ich mir als Motto über dieſes Kapitel zu ſetzen erlaubt habe, paßt genau auf ſie. Sie war ſchlank und lang, und eine Sehnſucht lag in ihren Augen, obgleich ſie einen Kneifer darüber trug, und in ihrem Gang, obgleich ſie große Schritte machte. Außerdem war ſie durchaus nicht prüde — im Gegenteil, man durfte in ihrer Gegenwart über Dinge ſprechen, die andre Damen ſchamentrüſtet aus dem Zimmer gejagt hätten.

Tante Gerta war ein ſogenanntes „modernes Weib". Sie war Frauenrechtlerin, dichtete, las die gewagteſten

Digitized by Google

Bücher — außerdem aber auch die beſten, und hatte die Eigentümlichkeit, alles das in Kunſt und Literatur zu bevorzugen, was möglichſt grotesk und eigenartig war. Dabei hatte ſie eine ungeheure Vorliebe für ſchöne Frauenaktbilder und -ſtatuen. Auf ihrem Schreibtiſch ſtanden Abgüſſe der Venus von Milo und der mannigfachſten klaſſiſchen Skulpturen. An den Wänden hingen Zeichnungen von Beardsley und Behmer, ferner Photographien ſchöner nackter Frauen. Tante Gertas geleſenſte Bücher waren die von Oscar Wilde, Platen, Scheerbart — auch alte klaſſiſche Schriften, wie Platons Apologie uſw.

Sie kleidete ſich einfach und geſchmackvoll, trug kein Korſett, aber weiße Wäſche, Stehkragen und Manſchetten. Ihre Handſchrift war überaus kräftig und von der eines Mannes nicht zu unterſcheiden. Auch hatte ſie eine ſchöne Waffenſammlung. Ein Revolver lag ſtets auf ihrem Nachttiſch.

Tante Gerta war reich; aber ſie knauſerte auch nicht mit ihren Ausgaben. Sah ſie irgendwo ein gutes Buch, ein ſchönes Bild, das ihr Intereſſe erregte, ſo kaufte ſie es.

Ihr Verkehr mit den Verwandten war konventionell, herzlicher nur mit einem etwas jüngeren Neffen, Ludwig, der ihre Intereſſen teilte, aber mehr für männliche Kultur empfand, obwohl oder da er ſelbſt ein ganz weiches Geſicht und ausgeſprochen weibliche Eigenſchaften hatte. Er war bei Tante Gerta und ihrer Geſellſchafterin, Fräulein Hagedorn, häufig zu Gaſt.

Fräulein Hagedorn war die einzige Freundin Tante Gertas. Sie war stets in ihrer Begleitung. Sie war klein und zierlich, korpulent, hatte schwarzes, kurzes, gelocktes Haar, einen scharfgeschnittenen Mund und kluge, große, braune Augen. Sie kleidete sich stets so wie Tante Gerta, sodaß die beiden von Fremden oft für Schwestern gehalten wurden.

Eines Tages gab es in der ganzen Stadt eine große Aufregung. Während Fräulein Hagedorn auf einige Tage verreist war, hörte man aus Tante Gertas Wohnung einen Schuß fallen. Man erbrach die Tür und die Tante lag entseelt, den rauchenden Revolver in der Hand, am Boden. Man fand nur einen Brief vor „An die Herren Reporter". Darin stand lakonisch: „Schreiben Sie nur: unglückliche Liebe!"

Aha, sagten die Leute, Neffe Ludwig! — Denn daß die beiden miteinander was hatten, war den lieben Nachbarn ja lange klar.

Zur Testamentseröffnung war Neffe Ludwig gar nicht erschienen. Na ja, meinten die Leute, wenn einem seine Sache so sicher ist — —

In dem Testament wurde Fräulein Hagedorn als alleinige Erbin des gesamten Nachlasses Tante Gertas bestimmt. Als sie das hörte, fiel sie schluchzend auf einen Fauteuil und schrie: O, mein guter, guter Gert! — Darüber wunderten sich alle sehr.

Als man aber dem Neffen Ludwig die letzte Bestimmung Tante Gertas erzählte, blieb er zu aller Überraschung ganz ruhig und sagte nur: ‚Im Anfang

Digitized by Google

war das Geschlecht nichts außer ihm, alles in ihm,' sagt Przybyczewski."

Die Leute schüttelten den Kopf, denn sie fanden, daß im Falle Tante Gerta das Gegenteil zu Tage trat. Doch fanden sie die Geistesverwirrung bei dem enterbten Neffen einer reichen Erbtante begreiflich.

Tante Henriette.

Daß unter 25 Erbtanten auch eine Malerin iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Malerin, die ich meine, iſt Tante Henriette. Ihre Tätigkeit beſtand ausſchließlich im Malen und Schlafen. Häufig tat ſie beides zugleich. Sie malte nicht nur Landſchaften, männliche Akte, Blumen und andre Porträts, ſondern ſie malte ſich auch ſelbſt. Anders iſt wenigſtens ihre eigentümliche Geſichtsfarbe nicht zu erklären. Ihr Antlitz, aus dem ſie Runzeln, die ſich frech eindrängen wollten, geſchickt fortretouſchierte, ſchillerte in allen möglichen Farben. Vornehmlich konnte man Lila beobachten. Auch ihr Kleid war lila. Sie ſagte, Lila ſei ihre Leibfarbe. Ob das ſtimmte, hatte ich zu prüfen keine Gelegenheit.

Wie geſagt, Tante Henriette beſchäftigte ſich, wenn ſie grade nicht malte, mit Schlafen. Ob ſie ging, ſaß, ſtand oder lag — ſie ſchlief immer. Und ihre Bilder erweckten in jedem Unparteiiſchen ohne weiteres den Anſchein, als ſeien ſie ihm Schlaf gemalt. Ich beobachtete ſie mal, als ſie beim Malen einſchlief. Ihr Pinſel lag feſt auf der Leinwand, und da ſie im Schlaf auf ihrem Stuhl immer hin- und herſchwankte,

Digitized by Google

wie ein Blümlein, das der Wind bewegt, ſo machte der Pinſel dieſe Bewegung auf der Leinwand konſtant mit und ließ breite Lila-Linien in horizontalen Kurven entſtehen. Denn ſie malte natürlich auch nur in Lila. Als Tante Henriette aufwachte, ſah ſie, daß ihr Bild fertig war, und ſie erklärte mir die Lila-Streifen als kosmiſche Wanderungen. Sie hatte nämlich mal Scheerbarts „Wilde Jagd“ geleſen, in der 10000 unzufriedene Wurmgeiſter die merkwürdigſten kosmiſchen Wanderungen unternehmen — und Tante Henriette ſtellte ſich eben kosmiſche Wanderungen lila vor. Denn ſie konnte Scheerbart natürlich nicht verſtehen, der ja für alte Tanten nicht ſchreibt.

Aber Tante Henriette tat, als ob ſie ihn verſtände und zitierte ihn immerzu. So malte ſie den kosmiſchen Wanderungen einen Hintergrund — auch lila. Denn ſie fand, daß ihre Bilder anſtändig ausſehen müßten, und bei Scheerbart ſteht doch: „Ja — ja — das Anſtändige muß auch ſeinen Hintergrund haben — ſonſt wird es gewöhnlich!“ — Na, man weiß ja: wenn Malerinnen etwas auslegen — das iſt furchtbar.

Kurzum: Deswegen kam ich um Tante Henriettens Erbſchaft. Denn ſie entrüſtete mich mal mit ihren Auslegungen zu dieſem Gedicht:

Liebe Tante Henriette!
Schlaf getroſt in deinem Bette,
Schlaf auch an der Staffelei.
Mal' von Grönland bis Manila
Himmel, Meer und Berge lila —
Aber Scheerbart nicht dabei!

Nicht für Tanten ſind die Welten,
Malbeſtiſſnen, ſchlafbeſeelten, —
Die verſtehn den Kosmos nie!
Was ihr malt, verehrte Tanten,
Iſt in tauſendlei Varianten
Doch nur Weiberlethargie.

Auf dies Gedicht hin enterbte mich natürlich Tante Henriette. Ich freundete mich nun ſchnell mit Paul Scheerbart an, weil ich glaubte, er, deſſen „Wilde Jagd“ die gute Tante doch unausgeſetzt im Schlaf verfolgte, würde an meine Stelle kommen. Aber weit gefehlt! Tante Henriette vermachte ihr Vermögen einem Herrn Bürger. Dieſer war das Opfer einer Verwechslung. Denn Tante Henriette war es im Schlafe eingefallen, das, auch mal ein gewiſſer Bürger eine wilde Jagd geſchrieben hatte, und ſo machte ſie einen Lokomotivführer Bürger aus Rixdorf zu ihrem Univerſalerben. Sie ſah eben alles lila.

Digitized by Google

Tante Julchen.

Tante Julchen hatte mich sehr in ihr Herz geschlossen. Sie war die einzige aus der Verwandtschaft, die an meine literarischen Fähigkeiten glaubte, und die nicht wenig stolz war, einen dichtenden Neffen zu besitzen.

Schon als ich Tertianer war nahm sie sich meiner liebevoll an, ließ sich von mir die Gedichte vorlesen, in denen ich meine Lehrer schlecht machte, und schenkte mir hier und da zwanzig Pfennige, für die ich mir erst Schokolade, später Zigaretten kaufte — und an meinem fünfzehnten Geburtstage mich zum erstenmal rasieren ließ.

Als ich dann größer wurde, und sie mich durch die Zuwendung eines Nickels tödlich beleidigt hätte, pumpte ich sie häufig um größere Summen an, freilich meist mit dem Erfolge, daß sie mir bedauernd klar machte, ihr Geld liege irgendwo fest, und es sei ihr zur Zeit leider ganz unmöglich, auch nur über eine übrige Mark zu verfügen. Zweimal aber gab sie mir doch mit großer Feierlichkeit je 1 Mark 50 Pfennige. Das hat sich mir fest ins Gedächtnis eingeprägt.

Einmal, als ich sie wieder mit etwa zwölf neuen

Gedichten überschüttet hatte, und sie ganz hingerissen davon dasaß, schlug ich ihr vor, meine Werke auf ihre Kosten drucken zu lassen. Da sah sie mich blinzelnd von der Seite an und meinte:

„Wenn ich mal tot bin, meine Junge. Dann sollst du hunderttausend Mark erben, und dann sollst du auch deine Gedichte drucken lassen."

Ich war natürlich hochbeglückt, zumal, als sie in meiner Gegenwart diese letztwillige Bestimmung schriftlich niederlegte.

Ich hatte jetzt eine Erbtante, auf die hin ich Schulden über Schulden machte, und die ich in begeisterten Hymnen ansang.

Tante Julchens Tod ließ lange auf sich warten. Aber endlich stellte sich doch die Altersschwäche bei ihr ein, und als sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging, ließ sie mich an ihr Lager rufen.

Sie war schon sehr schwach, als sie meinen Kopf zwischen ihre dünnen Händchen nahm. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie mir etwas wichtiges sagen. Doch als sie es gar nicht herausbringen konnte, was sie auf dem Herzen hatte, zeigte sie mit schwachem Lächeln nach ihrem Waschtische und stammelte „Schublade". Dann schloß sie die Augen und hauchte ihre Seele aus.

Ich begab mich eilends an den Waschtisch und zog das Schubfach heraus, in dem ich einen Scheck auf die mir vermachten hunderttausend Mark zu finden hoffte. Statt dessen lag aber darin ein Brief der folgenden Wortlaut hatte, und mit zitternder Hand geschrieben war:

„Mein lieber Neffe! Ich danke Dir herzlich für all die Genüsse, die Du mir durch Deine Kunst bereitet hast. Leider ist es mir nicht möglich, deine Gedichte aus meinem Vermögen drucken zu lassen. Ich denke, Du wirst schon von selbst ein bedeutender Mann werden. Alles was ich habe, liegt in meinem Geldschrank. Es sind 70 Mark. Nimm sie und laß mich dafür begraben. Das Papier aber, das ich ausschrieb als Testament und in dem ich Dich mit hunderttausend Mark bedacht habe, hebe auf als stete Erinnerung daran, daß Du einmal eine Tante hattest, die zwar kein Geld aber ein gutes Herz und den guten Willen hatte, Dich so reich zu machen. Ich küsse Dich in Liebe. Deine Tante Julchen."

Tante Julchen hat zu meinem Mißtrauen gegen die Erbtanten viel beigetragen.

Digitized by Google

Tante Kunigunde.

Zwiſchen dem studiosus juris Eugen Schmälzel und ſeiner Tante Kunigunde gab es einmal dieſes Geſpräch:

Tante Kunigunde: So kann es unmöglich weitergehen, lieger Eugen. Diesmal will ich dir noch das Strafmandat bezahlen, weil du nun einmal der Sohn meines Brüderchens biſt. Aber es iſt das letzte Mal. Merk' dir's!

Eugen: Aber Tantchen, du haſt doch auch gar keinen Humor. Sag doch ſelbſt, war der Witz nicht famos und die fünf Mark wert, die Laterne auszudrehen, als grad' die Kleine drunter ſtand und den Brief vom Liebſten las?

Tante Kunigunde: Nein, offen geſtanden, der Witz gefällt mir gar nicht. Wer weiß, wie lange ſich das Mädchen auf dieſen Brief gefreut hatte, und endlich, wo ſie ihn nun leſen durfte, zerſtörſt du ihr die ganze ſchöne Stimmung.

Eugen: Ach was, Stimmung! Wie kann man nur ſo philiſtrös denken! Stimmungen haben Menſchen,

denen der Humor fehlt. Und du ſollteſt doch zuallererſt Humor haben.

Tante Kunigunde: Wieſo ich?

Eugen: Na, ich meine man, wegen deinem ulkigen Namen — —

Tante Kunigunde: Eugen, ich verbitte mir —

Eugen: Da ſehen wir ja wieder, wie dir aller Witz fehlt!

Tante Kunigunde (nach einiger Überlegung): Du haſt recht, lieber Neffe. Ich heiße Kunigunde und ich will dieſem Namen Ehre machen. Wenn ich einmal ſterbe, dann will ich in meinem Teſtament den beſten Witz machen, der je einer Erbtante beigekommen iſt.

Eugen: O ja, Tantchen. Wieviel lieber will ich das Univerſal-Erbe antreten, wenn es mir in recht humoriſtiſcher Weiſe kredenzt wird. Mir wird ſein, als ob du ſelbſt, wenn ich das erſte Glas auf deine ſanfte Ruhe leeren werde, dazu Proſit! ſagen würdeſt.

Tante Kunigunde: Nun geh, mein Junge! — Laß mich allein. Ich will mein Teſtament aufſetzen.

Eugen (ſie umarmend): Tante! Du biſt göttlich! Mit dir hat ſich der liebe Gott einen entzückenden Witz geleiſtet. (Ab.)

Tante Kunigunde: Na, warte —

* * *

Eindreiviertel Jahr ſpäter ging Tante Kunigunde heim.

Neffe Eugen zog ſpornſtreichs zum Gericht zur Teſtamentseröffnung. Er glaubte, die witzige Tante

würde ihm die 100000 Mark der Erbschaft in blanken Talern auszahlen lassen, oder sie habe ihren letzten Willen in fünffüßigen Jamben niedergelegt.

Tante Kunigundes Witz war aber boshafter. Eugen Schmälzel ward enterbt. Ob das nicht ein köstlicher Witz sei? Aus einer Stimmung werde er ja nicht gerissen, da humoristisch angehauchte Leute ja nicht an Stimmungen zu leiden pflegen. Statt seiner solle das gesamte Vermögen zur Gründung eines neuen Witzblatts „Tante Kunigunde“ Verwendung finden. Eugen solle Redakteur werden mit 1200 Mark Gehalt.

Eugen verzichtete aber auf diesen Posten. Ihm war der Humor vergangen.

Digitized by Google

Tante Ludovika.

Es gibt Menſchen, die alles Schmerzliche peinlich empfinden. Zu dieſen Menſchen gehöre ich. Es gibt auch Menſchen, die von allem, was ſie ſchmerzt, ſehr angenehm berührt werden. Zu dieſen Menſchen gehörte Tante Ludovika. Deshalb war ſie für Pſychologen ein intereſſanter Fall und man nannte ſie eine Maſochiſtin.

Würde ich zu Kindern ſprechen, ſo würde ich den Maſochismus ſo erklären: Maſochiſt iſt, wenn man ganz artig war und doch Keile kriegt. Da ich aber zu Erwachſenen ſpreche, ſage ich: Maſochiſt iſt, wenn man Doloroſa lieſt. Doloroſa aber iſt eine Dame, die Gedichte macht, die maſochiſtiſch ſind, weil ſich Liebe auf Hiebe reimt.

Tante Ludovika alſo war Maſochiſtin, las Doloroſa, wurde katholiſch, kaſteite ſich und ſehnte den Tag herbei, wo ein Mann käme, der ihr dieſe Übung liebevoll abnähme.

Tante Ludovika aber hatte einen Neffen, wie ja Tanten meiſt einen oder mehrere Neffen zu haben pflegen, ſofern es keine Nichten ſind. Dieſer Neffe hieß Otto.

Otto war aber nicht sehr gebildet. Er kannte weder die Schriften Dr. Veriphantors über Flagellantismus, noch Krafft-Ebings über psychopathia sexualis, noch meine über Homosexualität. So hielt er Tante Ludovicas Vorliebe für Doloröschens Gedichte einfach für eine künstlerische Verirrung, und schenkte der guten Tante Gedichtbücher, die er für geeigneter hielt, besonders die von Margarete Beutler, der ich in Treue und Freundschaft dies schöne Buch zuzueignen mir erlaubt habe. Denn, gestehe ich es nur — beinahe stände hier eine „Tante Lene" aus ihrer Feder, die schon geschrieben war, aber mir aus Zerstreutheit oder andern Gründen nicht rechtzeitig zuging.

Eines Abends ging Otto zu Tante Ludovika, um zu sehen, ob sie nicht bald infolge ihrer gräßlichen Lektüre mit Tode abginge. Denn eine Erbtante sterben sehen, ist selbst für einen so guten Menschen, wie Neffe Otto war, ein erhebender Anblick, — und im Grunde sagte er sich ja selbst, daß er gar nicht in seinem eignen Interesse handelte, indem er Tante Ludovika bessere Gedichte zu lesen empfahl. Aber er war eben ein sehr guter Mensch.

Also Otto besuchte eines Abends Tante Ludovika. Als er vor der Türe stand und klopfte, hörte er innen etwas wimmern. Hoffnungsvoll entsetzt stürzte er ins Zimmer. Ihm bot sich ein gräßlicher Anblick. Splitternackt, die welken Brüste nur bedeckt mit einer dünnen grauen Haarsträhne, die ihr übers Ohr herabhing, lag die bejammernswerte Dame auf ihrer Chaiselongue.

Digitized by Google

Vor ihr ſtand in heraufgeſtreiften Hemdsärmeln ein alter Mann, der mit zitternder Hand eine Peiſche über Tante Ludovikas Rücken zu ſchwingen verſuchte. Es war ein Verſuch mit untauglichen Mitteln. Denn die ſchwachen Ärmchen des Alten vermochten die ſchwere Peitſche kaum hochzuheben, und beim Niederſauſen traf er ſtets nur die Rückenlehne des Ruhebetts. Nichtsdeſtoweniger wimmerte Tante Ludovika jämmerlich.

Otto war, wie geſagt, ſehr ungebildet. Er wußte nicht, daß der alte Mann die gute Tante, die zum erſten Male in ihrem lenzereichen Leben einen Liebhaber per Annonce gefunden hatte, nur aus ſadiſtiſcher Liebe zu prügeln verſuchte. Sadiſt aber iſt, wenn man einen Maſochiſten — ſiehe oben — verhaut.

Natürlich regte ſich in Otto ſofort der gute Menſch und der liebende Neffe. Er zog ſein Taſchenmeſſer heraus und durchbohrte dem alten Herrn mit einem ſiegreichen Aufſchrei die Bruſt. Der Greis aber ſank ſpiralenförmig in ſich zuſammen, ließ ſein ſpritzendes Herzblut ſegnend über den nackten gelben Rücken der Tante quellen, röchelte noch: „Ludovikchen, ich liebe dich!“ — und verſchied —

Daß Tante Ludovikas nackter Leib ſich nunmehr über die Leiche des Geliebten warf und ſein Blut mit ihren Tränen miſchte, und daß Otto mit dem blutriefenden Taſchenmeſſer in der erhobenen Hand mit Rettermiene dabeiſtand, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo, daß Tante Ludovika nach den liebreichen Schmerzensergüſſen über dem Leichnam des Liebhabers und nach den Flüchen auf den Mörder ihres ſpäten Glücks nach

Digitized by Google

der Polizei rief. Ferner, daß man den toten alten Mann ins Leichenschauhaus, Otto ins Gefängnis nnd Tante Ludovika ins Irrenhaus warf. Auch das ist selbstverständlich, daß die Tochter des Getöteten — er hatte nämlich in jüngeren Jahren, ehe er Sadist wurde, mal eine natürliche Tochter gezeugt — auf Schadenersatz klagte, und daß sie auf diese Weise ihren Beruf einer Straßenschönheit mit dem einer mitgiftbegabten Ehefrau vertauschen konnte, denn ihr fiel Tante Ludovikas ganzes Vermögen zu. Daß Tante Ludovika selbst bald im Irrenhause an Gemüts- und Geisteskrankheit starb, sei nur nebenher erwähnt. Durch die Schadenersatzklage der Tochter des Geliebten hatte sie ja auch ohne ihre ausdrückliche Enterbungsbestimmung dem Neffen Otto nichts mehr zu hinterlassen — und wenn Otto etwas von ihr bekommen hätte, so wäre ja diese Geschichte für dieses Buch absolut wertlos. So hat denn der traurige Ausgang unserer Erzählung doch seine gute Seite.

Digitized by Google

Tante Miriam.

Ich bin den Geschwistern Florian und Adele Listig aufrichtig dankbar, daß sie Tante Miriams Absicht, ihren leiblichen Neffen Max, Florians und Adelens Vetter, zum Erben ihres gesamten Eigentums zu machen, hintertrieben. Hätten sie es nämlich nicht getan, so wäre meine Lehre widerlegt gewesen.

Max war ein guter Junge, und er liebte seine Tante ehrlich. Ein Unglück war, daß er nicht am gleichen Ort wohnte, sondern eine Tagereise davon. Würde er wie Florian und Adele in derselben Stadt, ja in derselben Straße gewohnt haben wie sie, dann würde er nicht um die schöne Erbschaft gekommen sein, auf deren Drittel er so bestimmt gerechnet hatte.

Daß Florian und Adele ihre Tante Miriam liebten, konnte man nicht behaupten. Immerhin aber besuchten sie sie häufig, erkundigten sich nach ihrem Wohlergehen und taten auch sonst alles, was erbschleicherische Neffen und Nichten dem Besitz einer Erbtante zuliebe zu tun pflegen.

Tante Miriam aber hatte ein offenes Auge — das andre hatte sie sich mal mit einer Stricknadel

ausgeſtoßen —, und ſo wußte ſie zwiſchen ihren Bruderkindern Florian und Adele und ihrem Schweſterſohn Max wohl zu unterſcheiden. Darum verfügte ſie in ihrem letzten Willen, daß Max ihr Univerſalerbe ſein ſolle, ſofern er, der gut katholiſch war, am Tage ihres Begräbniſſes bereits zu ihrem — moſaiſchen — Glauben übergetreten ſei.

Sie ſtarb — urplötzlich an einem Schreck, den ihr Florian und Adele in mörderiſcher Abſicht eines Tages einjagten, indem ſie mit einem im Chor geſprochenen „hep hep" zu ihr ins Zimmer traten.

Noch ehe Tante Miriams Leiche einen Sarg erhalten hatte, gingen die Böſen ans Gericht und ließen erbſchaftlüſtern das Teſtament öffnen. Da hatten ſie nun die Beſcheerung. — Ätſch!

Daß, wo ſie nichts bekamen, auch ihr bevorzugter Vetter Max leer ausgehen mußte, war für die beiden klar. Aber wie ihn darum betrügen?

Den Tod der Tante verheimlichen konnten ſie nicht, den würde er ſicher gleich von andrer Seite erfahren. Von der Beſtimmung nichts ſchreiben, ging auch nicht an. Denn ſie wußten, daß Tante Miriam oft in Max' Gegenwart davon geſprochen hatte, daß ſie dem Erben für das Begräbnis Bedingungen ſtellen würde. Er würde alſo fragen.

Da kam Florian auf einen geſcheiten Gedanken. Er ſchrieb Max einen verwandtſchaftlich gehaltenen Beileids- und Glückwunſchbrief, in dem er Tante Miriams Verfügung mitteilte, aber dahin änderte, daß der Übertritt zum Judentum nicht bis zum, ſondern

Digitized by Google

am Tage des Begräbniſſes zu erfolgen habe. Als Tag des Begräbniſſes, ſchrieb er, ſei der nächſte Sonnabend, früh 8 Uhr, feſtgeſetzt.

Donnerstag abend erhielt Max das Schreiben. „Aha, dachte er, ihr meint, bis morgens um 8 Uhr iſt das nicht zu machen. Wo ſteht denn: vor dem Begräbnis? Am Tage des Begräbniſſes heißt doch, bis zum Abend!“ Er kaufte ſich alſo zwei Trauerflore, band einen um ſeinen Cylinder, den andern um den linken Ärmel und fuhr zur Trauerfeier.

Sonnabend früh fand die Beerdigung pünktlich ſtatt, und ſie war ſehr feierlich.

„Nun,“ fragte nachher Florian ſeinem Vetter, „alles erledigt?“

„Noch nicht“ erwiderte dieſer mit ſchmerzlichbewegter Stimme. „Ich werde jetzt zum Rabbiner gehen.“ Wenn er aber geglaubt hatte, Florian und Adele würden proteſtieren, ſo irrte er. Sie gaben ihm freundlich darin recht, daß der Begräbnistag bis zum Abend dauere und wünſchten ihm viel Vergnügen zur Beſchneidung. „Ich habe ſie doch verkannt,“ murmelte Max, als er zur nächſten Synagoge eilte. — — —

„Wo haißt?“ — kreiſchte der Rabbiner Israel Herſch, als ihm Max ſein Anliegen vorgetragen hatte, — „an Schabbes beſchneiden? — Sind Se meſchugge? Sind ſe betorre? — Alle meine Sſores in ihren Hals wenn ich Se ſoll beſchneiden an Schabbes ßu Geſund! — Kommen Se wieder, wenn nich is Jonteſ!“ —

Florian und Adele Liſtig ſaßen ſchmierig lächelnd am Fenſter, als Max betrübt daran vorbeiſchlich.

Der aber verklagte seine Onkelkinder wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen, was ihm ein tüchtiges Stück Geld für Gerichtskosten wegschwemmte, denn die beiden, die allerdings zu einem Verweis verurteilt werden, hatten nichts, und die Bedingung der Tante war nun einmal nicht erfüllt. — —

Max verzichtete daher auf allen Tantenglauben und wurde antisemitischer Reichstagsabgeordneter.

Tante Nanny.

Nie war mir eine Tante unſympathiſcher als Tante Nanny. Schon ihr Äußeres: Sie war baumlang, hatte ſpärliches graues Haar, eine widerwärtig lange, fühlhornartig bewegliche Naſe und ein Organ, das an das Kreiſchen und Schnauben einer Dampfpfeife erinnerte.

In ihrer Umgebung war es nicht auszuhalten. Ihre Dienſtmädchen wechſelten wöchentlich, von den Verwandten war ich der einzige, der ſie mitunter beſuchte; und ich tat dies auch nur in der Erwägung, daß ältliche Damen nicht ewig zu leben pflegen, und daß das Vermögen der alleinſtehenden Tante, ſofern ich ſie nicht vernachläſſigte, jawohl mir zufallen würde.

Tante Nannys Lieblingsbeſchäftigung war, mir moraliſche Lehren zu geben, eine Erziehungsmethode, die ſie in der Weiſe ausübte, daß ſie über alle die Menſchen, von denen ſie mal etwas gehört, geleſen, geträumt oder gedacht hatte, was mit den Prinzipien ihrer Alte-Tantehaftigkeit nicht ganz vereinbar ſchien, in gar nicht wiederzugebenden Ausdrücken ſchimpfte. Sie ſelbſt mußte wohl ſehr mit ſich zufrieden ſein. Denn

Digitized by Google

ſie rühmte ihren geſitteten Lebenswandel bei jeder Gelegenheit, indem ſie ihr Bläſſen aus dem Hinterhalt „ſtille Zurückgezogenheit“ und ihren ſchmutzigen Geiz „kluges Maßhalten“ nannte.

Über Tante Nannys Vergangenheit wußte kein Menſch etwas genaues. Nicht einmal das ſtand feſt, ob ſich infolge ihrer Scheuſäligkeit trotz ihrer reichen Mittel nie ein Mann für ſie erwärmt habe, oder ob irgend ein Unglücklicher, den traurige Vermögensverhältniſſe zu einem Verzweiflungsſchritt getrieben haben mochten, einmal auf dieſe Weiſe Selbſtmord verübt habe, daß er ſich durch eine Ehe mit Tante Nanny in die Gruft ekeln ließ. Weder Frau noch Fräulein durfte man zu der Tante ſagen. Sie wünſchte „Gnädigſte“ genannt zu werden, was ja den verſchiedenſten Deutungen Raum gab.

Es war ein Glück, daß Tante Nannys Tod nicht allzulange auf ſich warten ließ. Unter dem Fenſter ihres Schlafzimmers ſtand nämlich eine Bank, beſchattet von einem prächtigen alten Lindenbaum. Auf dieſer Bank nun hatte in einer warmen Frühjahrsnacht ein Jüngling einer Jungfrau ſeine Liebe geſtanden, und die Küſſe und Zärtlichkeiten der beiden jungen glücklichen Menſchenkinder hatten Tante Nannys Nachtruhe geſtört. Zwar hatte ſie ſogleich das Fenſter geöffnet und ein ſelbſt für ſittſame alte Tanten unentbehrliches Geſchirr wutentbrannt auf die Nichtsahnenden entleert; aber die ſittliche Entrüſtung, vielleicht auch der Neid und ſicher eine Erkältung, die ſie ſich beim Fenſteröffnen zuzog, warfen ſie aufs Krankenlager, auf dem ſie unter

meinem treuverwandschaftlichen Beistande binnen wenigen Tagen sanft verschied.

Ich ließ sie so schnell wie möglich einbuddeln, weil mir der Anblick ihrer Leiche fast noch widerlicher war, wie der ihrer Gestalt bei Lebzeiten, und suchte nach ihrem Testament. Sie hatte keins hinterlassen, und da kein näherer Verwandter da war, machte ich sogleich beim Gericht meine Erbansprüche geltend.

Aber was geschah? Eines Tages erschien bei mir ein älterer Herr, der sich mir als Gemahl der verewigten Tante Nanny vorstellte, und der vor 27 Jahren nach etwa 14tägiger Ehe das Weite gesucht hatte. Da der Herr nachweisen konnte, daß Tante Nanny wirklich seine Gattin gewesen war, und daß er so vernünftig gewesen war, sich nicht von ihr scheiden zu lassen, strich er vergnügt den ganzen Nachlaß ein, nicht ohne mir beileidsvoll die Hand geschüttelt zu haben.

Die Stunden, die ich in Tante Nannys Gesellschaft in ihren gesunden Tagen und an ihrem Krankenbett zugebracht habe, waren die verlorensten meines Lebens.

Digitized by Google

Tante Olly.

Viktor Eberhard Dachreiter war in Tante Ollys Teſtament zum Univerſalerben beſtimmt worden und trat tatſächlich in die Rechte eines ſolchen ein, indem er das ſehr ſtattliche Vermögen der Dame Olga Weidenbaum, verſchieden am 27. Oktober 19 . ., in Beſitz nahm.

Als ich das hörte, war ich geknickt. Schon bei der Nachricht, daß Tante Olly ſich aus unbekannten Gründen erhängt habe, fühlte ich den Erbtanten-Grund, auf dem ſich doch mein Ruhm für die Unſterblichkeit aufbauen ſoll, unter mir ſchwanken. Aber ich hoffte noch, daß ſich auch hier, wie ſchon ſo oft, ein Wunder hilfreich ins Mittel legen werde, um das Furchtbare zu verhüten. Umſonſt. Viktor Eberhard Dachreiter war Tante Ollys Erbe.

Und doch — durfte ich daraufhin glauben, daß meine Lehre einen Riß bekommen habe? — Durfte ich mich mit dem zwar ſchönen, aber doch ſchon etwas verbrauchten Satz tröſten: Keine Regel ohne Ausnahme? — Ich durfte es nicht. Ich dachte, grübelte, forſchte. Die Sache mußte ihren Haken haben.

Ich fand den Haken. Es war derselbe, an dem Tante Olly aus unbekannten Gründen ihrem Dasein ein Ende gemacht hatte.

Wenn die unbekannten Gründe keine unbekannten Gründe mehr sind — so sagte ich mir — dann sind es bekannte Gründe, und auf bekannten Gründen baut man besser als auf unbekannten. Es galt meine Erbtanten-Lehre zu retten. Da durfte keine Mühe gescheut werden, da heiligte der Zweck jedes Mittel: ich mußte den Gründen auf den Grund kommen.

Ich brach also mit Hilfe eines Dietrichs nächtlicherweile in Tante Ollys verflossene Wohnung ein, und durchstöberte alles, was noch an ihre Lebzeiten gemahnte.

An materiellen Schätzen war mir nichts gelegen — mein Einbruch hatte ideale Motive — und so steckte ich nur einen Hundertmarkschein ein, den ich zufällig unter ihren Briefschaften fand, und der mir für meine weiteren Forschungen vielleicht von Nutzen sein konnte. Gott sei Dank! ich konnte ihn als Lohn für meine Bemühungen ungeteilt behalten. Denn ich fand unter den Briefschaften außerdem folgendes:

1. eine Anzeige diesen Inhalts:

   Als Verlobte empfehlen sich
   Marianne Liebenstern
   Konrad Leo Dachreiter, Rittmeister a. D.;

2. einen Geburtsschein vom 7. Mai 18.., in dem der unverehelichten Olga Weidenbaum die Entbindung von einem Knaben amtlich bestätigt wird;
3. ein Protokoll, in dem festgestellt wird, daß der

Oberleutnant Konrad Leo Dachreiter den am 7. Mai 18 . . der unverehelichten Olga Weidenbaum geborenen Sohn Viktor Eberhard als von ihm ſtammend anerkennt, und in dem fernerhin beſagtem Sohn für Lebenszeit die Erlaubnis erteilt wird, den Familiennamen ſeines Vaters zu führen;

4. etliche Briefe, in denen der Oberleutnant, dann Rittmeiſter, dann Rittmeiſter a. D. Konrad Leo Dachreiter ſeiner „geliebten Olly“ die Ehe verſpricht;
5. etliche Briefe meines Freundes, des beneideten Erbneffen Viktor Eberhard Dachreiter an Fräulein Olga Weidenbaum mit der Überſchrift: „Liebe Tante Mama!“

Aha! dachte ich nur, als ich den Punkt 1 mit dem Punkt 4 verglich und nach dem Haken ſchielte, an dem Tante Olly ihrem Leben ein Ende gemacht hatte. Meine Theorie war wieder mal gerettet.

Digitized by Google

Tante Paula.

Die Hauptperson dieses Kapitels unsrer Lehre ist nicht Tante Paula selbst, sondern ihr Pudel Schwarz.

Tante Paula hatte nämlich einen Pudel, wie ja ältliche Damen, denen das Schicksal einen Ehegatten versagt hat, häufig in irgend einem süßen Vieh Tröstung finden.

Außer Schwarz, dem Pudel, gab es jedoch auch einen Menschen, dem Tante Paula in zärtlicher Liebe zugetan war. Das war Eduard, ihr Neffe, dem sie ihre Würde als Tante verdankte, und der sich dem trügerischen Glauben hingab, Tante Paula sei seine Erbtante.

Daß Schwarz und Eduard sich nicht vertrugen, versteht sich in einer Geschichte, in der eine Erbtante, ein Pudel und ein Neffe eine Rolle spielen, von selbst.

Freilich, wenn Tante Paula dabei war, dann wedelte Schwarz den Eduard scheinheilig an, und Eduard nahm aus jeder Tasche ein Stück Zucker und gab es mit liebevollen Worten dem reizenden Tierchen. Trafen sich aber die beiden in Tante Paulas Abwesenheit, dann erdröhnte das Haus von des Köters

Digitized by Google

bösartigem Gebläff, und ſeinem markerſchütternden Geheul, wenn ein Fußtritt Eduards ihn an die Schnauze getroffen hatte.

Gingen alle drei miteinander ſpazieren, ſo ging Tante Paula, die ſich bei einer erſtaunlichen Schlankheit einer märchenhaften Länge erfreute, in der Mitte; zu ihrer Linken ging Eduard, zu ihrer Rechten Schwarz, die ſich an der unteren Partie Tante Paulas vorbei haßerfüllte Blicke zuwarfen.

Es war der Haß der Eiferſucht, den die beiden gegeneinander nährten. Und zwar war Schwarz auf Eduard eiferſüchtig, weil er ſich durch jedes Stückchen Zucker, das Eduard in ſeinen Kaffee warf, benachteiligt fühlte, und weil er jeden zärtlichen Blick ſeiner Herrin, der Eduard traf, als ihm zugehörig betrachtete. Eduard aber blickte weiter in die Zukunft. Er wußte, daß er zwar der einzige Leibeserbe Tante Paulas war, er ſah aber ein, daß ihre Liebe zu dem Pudel noch weit größer war als die zu ihm, und daß die gute Tante daher nicht eher die Augen ſchließen würde, als bis ſie auch den Hund zeitlebens verſorgt wüßte. Ja, er fürchtete ſogar, daß das Legat, das ſie für die Penſion Schwarzens ausſetzen würde, noch bedeutender ſein würde, als das für ihn beſtimmte.

Eduard kalkulierte, daß dieſem Fürchterlichen nur dadurch vorgebeugt werden könne, daß der Hund vor Tante Paula das Zeitliche ſegnete. Da aber das Tier noch geſund und rüſtig, die Tante dagegen ſchon runzlich war und bedenklich hüſtelte, war es wünſchenswert, den Köter baldmöglichſt unſchädlich zu wiſſen.

Digitized by

So reifte in Eduard ein ſchwarzer Plan.

Der tägliche Spaziergang Tante Paulas und ihrer beiden Getreuen führte ſie über einen Steg, der ein tiefes Gewäſſer überbrückte. Hier ſollte das Furchtbare vor ſich gehen . . .

Es war ein Sonntagvormittag. Die Sonne ſpielte mit den Wellen des Bächleins, über den erwähnter Steg führte, Verſteck, indem ſie ſich bald hinter den Wolken verkroch, bald hervorkam, um alles rundum in überquellender Zärtlichkeit zu küſſen — kurz: es war eine Stimmung, die ich ſchildern könnte, wenn ich erſtens die Begabung eines Lyrikers und zweitens die Zeit eines Rentiers beſäße. Da beides nicht der Fall iſt, begnüge ich mich mitzuteilen, daß in dieſe Stimmung Tante Paula mit den beiden Herzensfreunden würdig gemeſſenen Schrittes hineintrat.

Eduard gab ſeiner Freude über das herrliche Wetter und die ſchöne Gegend in überſprudelnder Lebendigkeit Ausdruck. Er wies die gerührte Tante auf die grünen Abhänge hin, die ſteil ins Waſſer hinabliefen, und zeigte ihr eine Stelle, wo eine große Menge Vergißmeinnicht leicht erreichbar blühten.

Tante Paula flog mit entzücktem Aufſchrei darauf zu, ein Sträußlein zu pflücken. Darauf aber hatte der hinterliſtige Erbe gewartet. Er verſetzte dem Pudel, der bis dahin teilnahmslos nebenher getrottet war, und ſich die Zeit mit Fliegenſchnappen anmutig vertrieben hatte, hinter Tante Paulas Rücken einen Fußtritt in die Flanke, daß Schwarz laut aufquiekend ins Waſſer ſtürzte.

Digitized by Google

Beinah wäre Tante Paula vor Schreck dasſelbe paſſiert. Sie vermied es aber, und warf ſich lieber dem ungetreuen Eduard zu Füßen, den ſie ſchluchzend anflehte, das arme Vieh zu retten, das heulend herumſchwamm und vergebens verſuchte die ſteile Böſchung hinaufzuklettern.

Eduard hielt der unglücklichen Tante einen langatmigen Vortrag, in dem er ihr klarzumachen ſuchte, daß die Rettung des Hundes nur mit eigner Lebensgefahr vollzogen werden könne. Aber Tante Paula hörte nur das Jammergeheul Schwarzens und beſchwor ihn nur immer heftiger, das gute Tierchen nicht ertrinken zu laſſen. Umſonſt.

Da zog ſie andre Saiten auf. Sie befahl. Und als das noch nicht half, ſchrie ſie ingrimmig: „So enterbe ich dich, Herzloſer!“ Das half.

Eduard dachte an Schillers Taucher und war mit einem kühnen Satz im Waſſer. Er ſchwamm auf den Hund los, und als er ihn eben beim Halsband gefaßt hatte — nicht um ihn aus dem Waſſer zu ziehen, ſondern um ihn das Maul ſolange unterzutauchen, bis die Luft wegbliebe, da ſchnappte Schwarz zu, biß ihm tief in die Hand und rettete ſich ſelbſt durch einen kühnen Satz hinauf zu Tante Paula, die in ihrer maßloſen Freude, ihr Hündchen wiederzuhaben, nicht bemerkte, wie Neffe Eduard inzwiſchen verblutete und ertrank.

Als man ihr ſpäter die Leiche ins Haus brachte, ließ ſie gerührt einen Leichenſtein meißeln mit der Auf-

Digitized by Google

ſchrift: „Dem tapferen Retter meines geliebten Hündchens, der ſich mir und meinem Pudel zuliebe aufopferte, in Dankbarkeit Tante Paula.“

Schwarz aber ward Univerſalerbe. Und als er ſtarb, ward aus Tante Paulas Vermögen eine „Eduard-Schwarz-Stiftung zur Rettung Schiffbrüchiger“.

Digitized by Google

Tante Q.

Ich hab' meine Tante geſchlachtet,
Meine Tante war alt und ſchwach,
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kiſten, Kaſten nach.

Frank Wedekind wird es mir verzeihen, wenn ich ihm vorgreife, und die Geſchichte der geſchlachteten Tante etwas näher beleuchte. Sie gehört aber unbedingt zu unſerer Tantologie, da auch ſie wieder dartut, wie man ſich in Erbtanten verrechnen kann. Um indes nicht zu indiskret zu ſein, will ich die Heldin dieſer Geſchichte Tante Q. nennen, einmal, weil das ſo gerade in unſer Alphabet paßt, dann auch, weil Q. der einzige Buchſtabe iſt, zu dem der liebe Gott keinen Frauennamen geſchaffen hat, und der ſomit unbefugtes Sich-getroffen-fühlen ausſchließt.

Tante Q. alſo war eine Dame, die ſeit 45 Jahren im dritten Stockwerk eines Hauſes in Berlin NW. eine Wohnung bevölkerte, die aus zwei Stuben, Küche und Kammer beſtand.

Morgens um 6 Uhr ſtand Tante Q. auf, vermiſchte etwas Cichorie mit heißem Waſſer, trank dies

Digitized

Gemiſch als „Kaffee“ und begab ſich an ihre häuslichen Arbeiten. Dieſe beſtanden im Unterſuchen, ob alle Türen gut verſchloſſen waren, im Nachſehen, ob ihr Geld noch unberührt im dritten Fach ihres eiſernen Schrankes lag, im Ausfegen jeder Ecke, ob nicht etwa irgendwo ein Kupferpfennig lag (vor 37 Jahren ſollte Tante Q. einmal einen unter dem Küchentiſch gefunden haben) und im Ausklopfen ihrer Kleider und Möbel, weil man nie wiſſen konnte, wozu es gut war.

Das alles geſchah im Negligé, d. h. in Nachtjacke und Unterrock. Darüber hing eine blaue Schürze, die als Taſchentuch Verwendung fand.

Gegen 11 Uhr zog Tante Q. ſich an. Sie warf ſich nämlich über den Unterrock einen ſchwarzwollenen Überrock, und über die Nachtjacke und den darunter gekrümmten Buckel einen roten türkiſchen Shawl, den ſie vorn zuſteckte. Auf ihr bißchen grünlichgefärbtes Haar ſtülpte ſie einen Strohhut in Kapotteform mit langen, breiten Bändern, die ſie unter dem wackelnden Kinn zuband, und in die Hand nahm ſie einen mächtigen, blauen Regenſchirm mit einer ſehr großen Holzkrücke und ihr Schlüſſelbund.

So ging ſie Einkäufe machen, verſäumte aber niemals, der Portiersfrau beim Fortgehen einzuſchärfen, ſie möchte um des Himmels willen niemand zu ihr in die Wohnung laſſen, was ſchon deswegen gar nicht möglich war, weil nicht nur die Entreetür, ſondern auch jede Stuben- und Kammertür, jeder Schrank und jedes Schubfach mit komplizierten Kunſtſchlöſſern verſehen waren, die Tante Q. beim Fortgehen ſorgfältigſt verſchloß.

Nun hatte Tante Q. einen Neffen, den ich mit Rückſicht auf Frank Wedekind nicht näher bezeichnen will. Jedenfalls war dieſer Neffe ein armes Luder und der einzige Verwandte der Tante Q.

Da Tante Q. jedoch gar keine Neigung kundtat, krank zu werden, und zum Sterben nicht die geringſten Anſtalten traf, lag doch nichts näher, als daß beſagter Neffe ſich als Schickſal fühlte, ein Meſſer kaufte und Tante Q. damit abſchlachtete, nachdem er bei ihr übernachtet hatte.

Letzteres aber hatte er ſo gmacht. Eines Tages traf er Tante Q., als ſie Einkäufe machte. Er bot ihr ſeinen männlichen Schutz an, und da Tante Q. von ihrem leibhaftigen Neffen nichts Böſes vorausſetzte, bat ſie ihn angſtvoll und gerührt, ihr ſeinen Beiſtand zu leihen. Er ging alſo mit ihr, und erbot ſich in liebevoller Neffentreue auch die Nacht ihr Beſchützer zu ſein. Tante Q. ging ins Garn.

Soll ich nun noch ausführlich ſchildern, wie der Mörder ſein Opfer maſſakrierte? Ich fürchte, nervöſe Leſerinnen könnten ſich an der Aufregung Schaden tun, und verweiſe daher hier nur auf Frank Wedekinds bezügliches Gedicht, das man nachleſen kann in ſeiner „Fürſtin Ruſſalka“ ſowohl, wie auch in Bierbaums „Brettliedern“.

Was mir aber noch weſentlich erſcheint, iſt, daß der mörderiſche Neffe in den Kiſten-Kaſten außer alten Lumpen nichts als einen Scheck auf 1000 Mark fand. Hier hat Wedekind nämlich dichteriſch übertrieben. Als er den Scheck einlöſen wollte, ſtellte es ſich erſtens

heraus, daß er längſt verfallen war und zweitens nahm man den armen Jüngling feſt.

Der Staat ſtrich das Geld der Tante L. ein. Der Mörder aber wurde auf dem Plötzenſeer Gefängnishof hingerichtet.

Das iſt die Geſchichte von der Tante L., die ſo grauſig iſt, daß ich ſie hiermit ſchleunigſt abſchüttele und von der Tante Roſa erzähle, was auch ſehr intereſſant iſt.

Tante Rosa.

Ich muß gestehen, daß es mir etwas unsympathisch ist, von der Erbtante Rosa zu erzählen. Ich bin nämlich ein bißchen Moralist, und diese alte Dame ist ein so niederträchtiger Charakter, daß man am liebsten nichts mit ihr zu tun haben möchte, zumal, da sie noch lebt und man nicht wissen kann, wie sie sich rächt.

Wenn ein junger Mann oder eine junge Dame eine reiche Tante hat, so ist ein bißchen Erbschleichen natürlich ganz berechtigt, wenn es auch, wie aus diesem Buche ersichtlich, nichts hilft. Tante Rosa aber ist eine ganz nichtswürdige Kreatur; denn sie schleicht ihr eignes Geld erb. Und das ist nicht wenig.

Als sie einige sechzig Jahre alt war, nahm ihre Nichte Thekla, die sich soeben mit einem Weinreisenden verehelicht hatte, sie zu sich ins Haus, — angeblich, damit die alleinstehende alte Dame in liebevoller Pflege sei, in Wahrheit, damit in den Stunden, Tagen und Wochen, wo der Herr Gemahl seinen Geschäftspflichten oblag, unter Mitwirkung der sich aufopfernden Nichte ein Testament zustande käme, das dieser die Ernährung

der guten Tante bis an ihr Lebensende zu einer Freude machte.

Zuerst erwies sich die heimtückische Tante durchaus willfährig. Das Testament kam zustande. Als der Weinreisende einmal wieder von einer Geschäftstour heimkam, fiel ihm seine Thekla, die sich immer wahnsinnig nach ihm sehnte und an jedem siebenten Tag (Sonnabend) vor lauter Sehnsucht krank war — manchmal auch wohl zwischendurch einmal —, um den Hals, weinte erst eine ganze Weile, zwang ihn dann, da es doch schon 8 Uhr abends war, gleich zu Bett zu gehen, und fing dann nach den Begrüßungsformalitäten um Mitternacht herum an, mit ihm auf Grund des Testaments, daß die beiden zu alleinigen Erben der drei Millionen, die Tante Rosa besaß, bestimmte, Pläne für die Zukunft zu schmieden. Man beschloß, die gute Tante baldmöglichst liebevoll zu Tode zu päppeln, sich dann zur Ruhe zu setzen und sich ganz der Zärtlichkeit zu widmen, um all das nachzuholen, was durch die langen Geschäftsreisen des Gatten versäumt werden mußte.

Ein neues Leben sollte angehen, und als sich die beiden Liebenden um dieses noch hinreichend bemüht hatten, schliefen sie um die Morgenstunde ein, und erhoben sich erst mittags etwas bleich und angegriffen vom Lager.

Die in dieser denkwürdigen Nacht systematisierte Verpflegung begann, und als sich kurz nachher in Thekla gewisse Anzeichen für ein freudiges Ereignis bemerkbar machten, da wußten die glückseligen Gatten,

Digitized by Google

daß dem Zwecke ihres Syſtems auch nicht der Ewigkeitswert ermangle.

Tante Roſa wurde dünner und dünner, und als ſie nach dreiviertel Jahren den kleinen Bruno aus der Taufe hob — ach pardon! an dem Kleinen wurde eine andre Prozedur vorgenommen! — als ſie alſo ihre Patenpflicht an ihm erfüllte, da ſagten die Leute: na, die macht's nicht mehr lange.

Aber, obgleich ſie ſo dürre wurde wie ein Butterblumenſtengel, — ans Sterben dachte ſie gar nicht. Jahr um Jahr verrann. Der Weinreiſende wurde alt und grau. Frau Theklas Reize vergilbten. Aber ihr Mann reiſte noch immer in Wein und Spirituoſen, und wenn er über den Sonnabend fortblieb, ward ſie ſehnſuchtskrank wie ehedem.

Der kleine Bruno ward groß. Was es mit der Tante Roſa auf ſich hatte, wurde ihm ſchon in frühen Jahren gelehrt. So hatten ſeine Eltern eine rechte Freude daran, wenn er die alte Tante ärgerte und plagte, daß ſie immer noch dünner und gelber und klappriger wurde. Hatte ſie mal ausnahmsweiſe einen etwas fetteren Biſſen hingeſchoben bekommen, ſo kam ſicher Bruno noch raſch hinzu, um ihn ihr vor der Naſe wegzueſſen. Zu ſeiner Unterſtützung wurde ein Papagei angeſchafft, und Bruno und Lore teilten ſich nun die Arbeit, indem bald der Vogel ſchrie, und ſich der Knabe, ſobald die Tante ſich umdrehte, in den Beſitz ihres Futternapfes ſetzte; oder Bruno johlte, und wenn Tante Roſa ſich nach ihm umwandte, Lore geflogen kam und den größten Happen vom Teller pickte.

Digitized by Google

Tante Rosa war bald so dünn geworden, daß sie nicht mehr gehen konnte. Sie saß also in einem ledernen Lehnsessel, troff aus den Augen, aus der Nase und aus dem Mund und duftete gar lieblich nach komprimiertem Achselschweiß.

Nun war aber das Ehepaar, das die Tante in Pflege genommen hatte, ästhetisch kultiviert. Ja, Thekla dichtete sogar an den Sonnabenden, wo ihr Mann auf Reisen war, und ein Gedicht, das besonders sehnsüchtig war, stand auch einmal in der „Gesellschaft". Da war es denn kein Wunder, daß der Anblick, den Tante Rosa bot, die Geräusche, die ihre Nase und ihr Unterleib unausgesetzt von sich gaben, und der Duft, der ihr aus allen Poren strömte, den Wunsch, bald in den Besitz der drei Millionen zu gelangen, noch verstärkte.

Und so ließ man sie am Hungertuch nagen. Sie nagte daran und nagte, — aber es bekam ihr sehr gut. Je dünner sie wurde, umsoweniger von ihrem Körper konnte verfallen, und Geist hatte sie ohnehin so gut wie gar nicht aufzugeben.

Frau Thekla und ihr Mann sind längst tot. Bruno ist ein alter Mann geworden, der durch Tante Rosens Zähigkeit so mürrisch wurde, daß ihn kein Mädchen haben wollte. Daher stirbt das Geschlecht mit ihm aus.

Tante Rosa aber denkt gar nicht ans Sterben. Sie ist so geizig, daß sie ihr Geld auch nach ihrem Tode keinem gönnt. Deshalb will sie solange leben,

Digitized by Google

bis der Kapitalismus überwunden iſt. Dann haben ihre Schätze ja keinen Wert mehr.

Tante Roſa ſitzt in dem Lehnſtuhl, nagt am Hungertuch, trieft, grunzt und ſtinkt. Ihr Geld aber ſtinkt nicht.

Digitized by Google

Tante Sophie.

Dr. Friedrich Süßlieb klingelte zum drittenmal, diesmal schon recht energisch, was denn auch den Erfolg hatte, daß er innen erst schleichen hörte und dann wahrnahm, daß sich schlürfende Tritte der Entreetür näherten.

Tante Sophie öffnete, nachdem sie den Schlüssel zweimal umgedreht, und den Riegel zurückgeschoben hatte.

„Schieh mal an, Fritsch," zischte sie dem Ankömmling aus dem zahnlosen Mund entgegen, „dasch du dich auch mal schehn läscht!"

Friedrich überreichte ihr ein Bouquet und war sehr liebenswürdig, obgleich der Geruch in dem Zimmer, daß sie vorsichtig von innen wieder abschloß, nichts weniger als angenehm war. Überhaupt war es recht ungemütlich hier. Das Sofa und die Stühle waren mit grauem, muffigem Leinen überzogen, als ob die Bewohner des Hauses verreist wären. An den Bildern und in den Wandecken hingen dichte Spinnwebe — und auch wenn er Tante Sophie selbst ansah, mußte der korrekte, geschniegelte Dr. Süßlieb sich schütteln.

Von der großen gebogenen Nase hing ein Tropfen

Digitized by Google

herab, der sich jedesmal erneuerte, wenn er am Munde angelangt und dort von der weißgesprenkelten Zunge in Empfang genommen war. Den buckligen, verkümmerten Leib umschloß ein schmutzigbraunes, mehrfach geflicktes und mehrfach zerrissenes Kleid, und die dürre, lange, knochige Hand kratzte mit spitzen, schwarzen Nägeln unausgesetzt auf der rötlichen Glatze herum.

Zum Glück war Tante Sophie schwerhörig, und der liebe Neffe konnte daher zwischen seinen lauten Fragen und Reden, wie es geht, es sei schönes Wetter, seine Frau lasse vielmals grüßen u. s. w., weniger freundliche Selbstgespräche einschalten, wie „verfluchtes altes Weib, ekliger Geizknüppel, wenn du bloß erst krepiert wärst" und was der Liebenswürdigkeiten mehr waren.

In einer Ecke der Stube stand ein verstaubter alter Geldschrank, zu dem beide, Tante und Neffe häufig einen flüchtigen Blick warfen. Es war das Band, das die beiden zusammenhielt — ihre ganze Angst und Zärtlichkeit, seine ganze Hoffnung konzentrierten sich auf das alte Stück Möbel. — — — —

Tante Sophie bekam häufiger Besuch. Außer Dr. Friedrich Süßlieb waren es noch drei Neffen und vier Nichten, die sich des öfteren nach ihrem Wohlergehen erkundigten, sehnsüchtige Blicke auf den Geldschrank warfen, und ihr beim Fortgehen gute Gesundheit und langes Leben wünschten. . . . .

Endlich starb sie. Die Neffen und Nichten fanden sich zur Testamentseröffnung zusammen. Tante Sophies letzter Wille lautete:

„Ich will nicht, daß sich die lachenden Erben

Digitized by Google

über meinen Tod freuen. Ich vermache mein Vermögen der Kirchengemeinde von St. Johannes."

Als die Angehörigen an Tante Sophies Sarg traten, lag über ihrem faltigen Gesicht noch im Tode ein hämisches Grinsen. . . .

Ich weiß, daß die Geschichte von der Erbtante Sophie sehr primitiv ist. Aber ich kann doch nichts dafür. Man wird mir doch glauben, daß sowas vorkommen kann. Jedenfalls bitte ich die Kritiker, mir die Tante Sophie nicht übel zu nehmen, weil ihr Charakter so primitiv war. Die nächste Geschichte ist ja dafür um so komplizierter.

Digitized by Google

Tante Therese.

Tante Thereſens Lebensgeſchichte, ſoweit ſie für uns in Frage kommt, d. h. vom Anfang ihres Endes an, beginnt mit dem Tode ihres Neffen Willy, der jetzt 32 Jahre alt iſt, und den ich kennen lernte, nachdem Tante Thereſe eine Woche lang in der Erde lag.

Willy war als ſehr junger Menſch, als Waiſe der verſtorbenen Schweſter Tante Thereſens und als alleiniger Erbſchaftsprätendent der guten Tante in die weite Welt hinausgefahren — nach Wild-Weſtamerika. Da er eine gute Erziehung genoſſen hatte, ſchrieb er der untröſtlichen Tante alle 14 Tage eine Anſichtspoſtkarte, und wenn er ſehr nötig Geld brauchte, auch wohl mal einen Brief.

Aber Tante Thereſe dachte ſich: Man muß ſo junge Leute nicht verwöhnen. Wenn man ſie durch Geldmittel unterſtützt, ihren leichtſinnigen Neigungen zu fröhnen — denn wozu ſollte ein junger Mann anders Geld haben wollen? — ſo führt ſie das zu Zügelloſigkeit und Völlerei, zu der eine nahe Anverwandte und fromme Chriſtin nie und nimmer die Hand reichen darf. Da nun dieſe Erwägungen in

Tante Thereſens Naturveranlagung, ihre Schätze beiſammen zu halten, auf daß Neffe Willy dereinſt ein möglichſt großes Kapital von ihr ererbe und ſie daher um ſo länger in treuem Angedenken halte, wirkſam ergänzt wurden, ſah ſie den Briefträger allemal lieber Poſtkarten als Briefe aus Amerika bringen: denn ſie hatte ein gutes Herz, das ihr ſehr weh tat, wenn ſie ſich ſagte, daß jeder Brief von Willy der Vater einer bitteren Enttäuſchung für den armen Jungen ſei. Tante Thereſe weinte alſo bei jedem Brief Willys eine Zähre, die ſie auf eine Poſtanweiſung tröpfeln ließ, die allmählich nur noch aus einem großen, bitteren Fleck beſtand, da ſie ſtets die gleiche nahm in dem Entſchluße zu helfen, ohne aber jemals darauf zu kommen, daß Entſchlüſſe bei manchen Leuten mitunter zu Taten führen.

Indeſſen wütete Willy in Amerika gegen Tante Thereſe. Er hatte ein Verhältnis mit einer ſehr niedlichen kleinen Indianerin, der er für Lebenszeit einen tödlichen Haß gegen alles was Tante heißt in das unverdorbene gelbbraune Herz pflanzte. Je öfter er nichts bekam, um ſo öfter ſchrieb er nicht, ſodaß allmählich ſeine Korreſpondenz gegen Tante Thereſe ein Ende nahm.

So verging Jahr über Jahr. Willy ging von Wild-Weſtamerika nach Wild-Oſtafrika — aber Tante Thereſe wußte nichts davon. Als ſie ihr Ende herannahen fühlte, ſchrieb ſie ihm einen zärtlichen Brief, er möchte ſich doch mal wieder melden. Aber die kleine Indianerin ſchickte ihm den Brief nicht nach, erſtens,

Digitized by Google

weil ſie ſeine Adreſſe in Wild-Oſtafrika nicht kannte, zweitens, weil er ſie verlaſſen hatte und ſich nun doch ſicher mit einer kleinen niedlichen Niggerin amüſierte. Der Brief ging alſo zurück.

Tante Thereſe weinte daraufhin die Poſtanweiſung ganz voll, machte ein Teſtament, in dem ſie ihr Vermögen dem Miſſionsverein zur Bekehrung heidniſcher Indianer und Neger vermachte, und meldete dem Gericht ihren Neffen Willy als verſchollen an. Das forderte ihn bei Strafe der Tot-Erklärung auf, ſich zu melden, was er aber nicht tat, weil ihm ſeine kleine Niggerin gerade ein Paar allerliebſte Mulatten-Zwillinge ſchenkte, und ihm ſeine verdoppelte Vaterfreude keine Zeit ließ den Deutſchen Reichs- und preußiſchen Staatsanzeiger zu leſen. So machte das Gericht nach einem Jahre ſeine Drohung wahr — und ſeitdem war Willy offiziell tot.

Tante Thereſe, die ſich ſolange noch mühſam aufrecht gehalten hatte, glaubte dies nicht überleben zu dürfen und ſtarb deshalb.

Aber Willy hatte kurz vorher eine Ahnung nach Europa zurückgetrieben. Als er Tante Thereſens geradeverblichenen Leichnam ſah, rannte er eilends aufs Gericht, um die Erbſchaft zu reklamieren. Man bewies ihm jedoch, daß er einige Tage vorher geſtorben war, und daß eine Leiche, ſei ſie noch ſo lebendig, keinen Anſpruch auf Tante Thereſens Geld habe.

Ein Bekannter, der von meinem Intereſſe für Erbtanten gehört hatte, ſchickte Willy zu mir.

Der Unglückliche kam. Ich konnte ihm natürlich

wenig Hoffnung machen. Da ich aber fürchtete, zu große Bemühungen seinerseits könnten vielleicht doch Erfolg haben und dadurch meine Erbtanten-Unsterblichkeits-Theorie umwerfen, gab ich ihm mein bisher gesammeltes Material, das sich in diesem Buche findet, zu lesen.

Natürlich gab Willy daraufhin jeden weiteren Versuch auf, noch etwas von Tante Theresens Geld zu kriegen. Ich aber versprach ihm, damit er wenigstens etwas habe, den Reinertrag der Erbtante Therese, d. h. den fünfundzwanzigsten Teil oder 4% vom Reinertrag dieses Buches.

An den Leser ergeht daher im Interesse meines jetzigen Freundes Willy die dringende Bitte, für recht massenhaften Verkauf meines Erbtanten-Werks wirken zu wollen.

Bin ich nicht ein guter Mensch?

Digitized by Google

Tante Urſula.

Als Sigismund Veilchenſtocks Großvater noch an den Klapperſtorch glaubte, war Tante Urſula ſchon ein ſorglich gehütetes Erbſtück der Familie. Sie mußte unermeßlich reich ſein, denn ſie war von ſpaniſcher Herkunft und höchſt wunderlichen Gewohnheiten.

In Toledo war ſie geboren, und als ſie zur Jungfrau herangeblüht war, da ſollten zwei ſpaniſche Granden gekommen ſein, die um ſie warben und ſich aus Eiferſucht in einem Duell gegenſeitig den Garaus machten. Das erzählte man ſich von Tante Urſula.

Da ihr Name, ihr Gebaren und ihr Exterieur unverkennbar nach dem ſemitiſchen Orient wieſen, nannten die Leute ſie ehrfurchtsvoll „die Jüdin von Toledo“. Als aber ſpäter auch Sigismund Veilchenſtock in die Schar derer eintrat, die das alte Familienſtück als immer noch gleich begehrenswerte Erbtante hüteten und hegten, da vervollſtändigte man den Titel in „die ewige Jüdin von Toledo“.

Dies iſt im weſentlichen das, was über Tante Urſulas Perſonale zu ſagen iſt.

Betrachten wir ſie jetzt ſelbſt.

Ihre Behausung bestand in einer Mansarde im fünften Stock eines Hinterhauses, deren Einrichtung sich aus einem wackelnden Tisch, einem wackelnden Stuhl und einem wackelnden Bett zusammensetzte. Unter der Matratze sollten ihre enormen Schätze verborgen liegen.

Tante Ursulas Kleid, das sie schon anhatte, als Sigismund Veilchenstocks Großvater noch an den Klapperstorch glaubte, trug sämtliche Farben des Regenbogens. Denn die Anzug- und Möbelstoffe all der Neffen und Nichten der zahlreichen Generationen, die der teuren Erbtante aus ihrem Vorrat zur Instandhaltung des Bekleidungsstücks aushalfen, waren von recht mannigfachem Gepräge.

Am linken Fuße trug sie die Reste eines grünen, am rechten die eines rosa Pantoffels; jener hatte ihrem Neffen dritter Generation Konrad, dieser ihrer Nichte vierter Generation Lucia gehört.

Tante Ursulas Gesicht war von gelbgrauer Farbe und in tausend Fältchen zusammengeschrumpft, ihre verkniffenen Augen hatten immer noch einen schlauen Ausdruck und die paar gelbgefärbten Haare, welche ihre Glatze umrahmten, sträubten sich liebevoll, wenn eines ihrer zahllosen Neffen oder Nichten zu ihr in die Kemenate kam.

Und das kam fast jeden Tag vor. Ästhetische Bedenken durften nicht obwalten, denn die Schätze, welche unter der Matratze verborgen lagen, hatten sicher ein angenehmeres Odeur, als dem Besucher beim Eintritt in Tante Ursulas Wohnraum entgegenströmte.

Eines Tages ward Tante Ursula krank. Da lief

Digitized by Google

es in dem Manſardenſtübchen den ganzen Tag lang ein und aus. Einer brachte Wein, der andre Wurſt, noch einer Schokolade, und eine kleine Nichte ſechſter Generation brachte ſogar ihre Lieblingspuppe, damit Tante Urſula daran Freude und Tröſtung habe.

Sigismund Veilchenſtock war außer ſich vor Glück, daß endlich die Teilung des Gelds der alten Schrulle in naher Ausſicht ſtände.

Wenn er die kranke Erbtante beſuchte, bohrten ſich ſeine Blicke durch den morſchen Leib der uralten Dame und die filzige Matratze hindurch, und er meinte Tauſende von Scheinen liegen zu ſehen; und wenn Tante Urſula ſich bewegte und ihre hageren Knochen knackten, dann glaubte Sigismund, er höre die Goldmünzen, auf denen ſie lag, klimpern.

Tante Urſulas Zuſtand wurde zuſehends erfreulicher, d. h. ihre Kräfte ſchwanden nach und nach ſo rapid, daß ſie den ihr troſtreich zuſprechenden Erben, die rieten, doch gar nicht an den Tod zu denken, ſie ſelbſt würden den Schmerz unmöglich überleben können, nur noch durch ſchwaches Grunzen antworten konnte.

Und dann ging es zu Ende. 45 Hinterbleibende hatten ſich in dem kleinen Raume zuſammengefunden, um dem feierlichen Moment beizuwohnen. Aber viele von ihnen fürchteten noch vor Tante Urſulas letztem Seufzer in der ſcheußlichen Luft, die in der Kammer herrſchte, erſticken zu müſſen.

Plötzlich machte Tante Urſula eine Bewegung. Alle Hälſe reckten ſich. Sie ſtreckte die Beine mit einem Ruck gradeaus und deutete mit der Hand unter

ſich, an den Körperteil, auf dem ſie in geſunden Tagen zu ſitzen pflegte.

Die Erben hatten ſie verſtanden. Da lag der Schatz.

Jetzt — ein hohles Quieken — ein letztes Schnauben — Tante Urſula hatte vollendet.

90 Hände ſtreckten ſich gierig aus, um den Leichnam von ſeinem Lager zu heben, und nach einem zwanzig Minuten währenden Handgemenge, bei dem es mehrere blutende Naſen gab, trug Sigismund Veilchenſtock die tote Tante unter ihr Bett.

Machen wir's kurz: Trotz mehrſtündigen Suchens wurden die Millionen nicht gefunden, auf die die Erben ſo lange gehofft hatten. In der Schublade des Tiſches lagen drei Kupferpfennige — an der Stelle aber, auf die Tante Urſula in ihrer Sterbeſtunde mit dem Finger gedeutet hatte, lagen die Folgen ihrer letzten Mahlzeit.

Die Erben hielten ſich dadurch ſchadlos, daß ſie Tante Urſulas Leichnam an ein anatomiſches Inſtitut veräußerten. Der Ertrag war 22,50 Mark, ſodaß jeder der Erben 50 Pfennige erhielt.

Das iſt die Geſchichte der Erbtante Urſula, der ewigen Jüdin von Toledo.

Digitized by Google

Tante Vera.

Glauben Sie nicht, daß ich sie nur Tante Vera nenne, weil ich einen Namen mit V gebrauche. Ich könnte sie ja ebensogut Tante Violette, Tante Veronika oder Tante Vespasiana nennen. Sie hieß aber wirklich Tante Vera, so wahr Vera „die Wahre" heißt, und so wahr sie das verlogenste, hinterlistigste und gleisnerischste Geschöpf war, das je Unterröcke getragen hat.

Übrigens war sie erst im Tode verlogen, hinterlistig und gleisnerisch. Zu Lebzeiten war Tante Vera eine liebenswürdige, weißhaarige, sehr vermögende Dame, der all ihre Nichten und Neffen sehr zugetan waren. Und gerade darin zeigte sie ihre verstockte Verlogenheit.

Tante Vera führte ein sehr vornehmes Haus. Sie hatte 3 Zimmer, Küche, Bad und alles Zubehör, und hatte fast zu jeder Mahlzeit Besuch. Besonders ihr Nachmittagskaffee war bei den jungen Leuten, die ihren Verkehr bildeten, berühmt.

„Tante Vera," hieß es „du bist die herrlichste Frau auf Gottes Welt."

Dann lachte Tante Vera und freute sich, daß sich die Jugend bei ihr wohl fühlte.

Eines Tages aber starb Tante Vera.

Die Trauer ihrer Neffen und Nichten war tief und echt. Denn mit dem Nachmittagskaffee war es jetzt ein für allemal vorbei. Aber dafür stand eine schöne Erbschaft für die Beteiligten in Aussicht. Acht von Tante Veras Getreuen rechneten sich zu diesen Beteiligten.

Tante Vera wurde beerdigt und tags darauf gingen die acht ans Gericht, um ihre Erbschaftsansprüche zu stellen, da Tante Vera kein Testament hinterlassen hatte.

Aber die Tücke des Schicksals offenbarte sich wieder einmal in ihrer ganzen Häßlichkeit.

Der Richter verlangte von den acht Erben einen Nachweis, daß sie wirklich die Neffen und Nichten Tante Veras seien.

Daran hatte natürlich keiner von ihnen gedacht.

Seit ihrer frühesten Kindheit hatten sie Tante Vera „Tante Vera" genannt, und nie hatte einer von ihnen gezweifelt, daß Tante Vera nicht auch wirklich eine Tante Vera sei.

Jetzt waren sie aus allen Wolken gerissen. Die Tante Vera hatte sie schimpflich belogen, indem sie sich alle die Jahre lang „Tante" nennen ließ, ohne es zu sein. Die Erben kochten vor Wut, und statt Tränen

Digitized by Google

und Dank folgten Tante Vera Schimpf und Fluch ins Grab.

Eine sehr entfernt verwandte Großcousine aber konnte ihre Verwandtschaft zu Tante Vera nachweisen, und erhielt deren ganzen Nachlaß.

Nachmittagskaffees gab die nicht.

Tante Werra.

Tante Werra — ach ſo, Sie wundern ſich, daß auf Tante Vera Tante Werra folgt. — Sie meinen, ich nenne die Dame ſo, um zu zeigen, daß mir der Name Werra nicht unbekannt iſt. Bitte ſehr, ich nenne überhaupt nicht; Tante Werra heißt Tante Werra — jawohl: heißt! — auch nicht: hieß, ſondern heißt; — Sie werden ſchon ſehen.

Eigentlich fängt die Geſchichte Tante Werras mit deren ſeligem Gatten, Onkel Philipp, an — und das ſoll ſie auch.

Onkel Philipp alſo hatte mit 32 Jahren die damals 21jährige Tante Werra geehelicht; weil ſie ein hübſches, freundliches, gebildetes und evangeliſches Mädchen war; evangeliſch war er nämlich auch. Die übrigen Eigenſchaften teilte er nicht, mindeſtens war er nicht hübſch, ſondern häßlich, nicht freundlich, ſondern knurrig, — und was die Bildung anlangte, die war man ſo ſo. Dafür war er aber ſchwer reich — von Schwindels wegen — und hatte einen krummen Buckel, einen eingefallenen Bauch und waſſerfarbene

Triefaugen — kurz, den ungeheuren Vorzug angeborener Lebensschwäche.

Wie lange die beiden miteinander verheiratet waren, will ich nicht verraten, damit es keinem beikommt, etwa Tante Werras Lebensalter nachzurechnen. Nur soviel, daß Onkel Philipp im Alter von 46 Jahren starb und Tante Werra als kinderlose Witwe mit einem großen Vermögen, einer Anzahl geldbedürftiger Neffen und Nichten, einem liebessüchtigen Herzen und der Testamentsklausel zurückließ, daß das Geld, das sie von ihm ererbt, an dem Tage zum Bau einer Philippkathedrale Verwendung finden solle, wo es ihr etwa einfiele, wiederum in den heiligen Stand der Ehe zu treten.

Tante Werra sah recht sympathisch aus. Sie trug ein rosageblümtes Tüllkleid, mit einer weißen Schürze davor, hatte blondes, dichtes Haar, volle Backen, weiße, spitze Zähnchen, eine Stupsnase, mittlere Größe, starken Busen und eine Taille von Umfang einer zirka 86jährigen Eiche. Man traute ihrem Manne nicht übermäßig viel Liebeswärme zu — Tante Werra um so mehr, und so verbreitete sich das Gerücht unter uns Neffen — ob unter den Nichten auch kann ich nicht sagen, da wir jungen Männer mit den jungen Mädchen so heikle Dinge nur andeutungsweise berührten, was ja so viel reizvoller ist —, daß ihre eheliche Treue in seliger Selbstvergessenheit zu süßen Irrungen ihre Zuflucht nähme. Ich behaupte jetzt fest und steif: das war eine schimpfliche Verleumdung, denn, was sich später in Tante Werras Witwenstand

ereignete, beweiſt mir, daß Onkel Philipps Geſchlecht, wenn unſer Argwohn begründet geweſen wäre, nicht mit ihm ausgeſtorben wäre. Doch ich will nicht vorgreifen.

Als der teure Onkel beſtattet war, tauſchte Werra ihr roſa Kleid gegen ein tiefſchwarzes ein und lebte 4 Monate lang in keuſcher Zurückgezogenheit. Dann tat ſie um das ſchwarze Kleid einen weißen Spitzenkragen, um damit zu dokumentieren, daß ſie nur noch halbtraurig war und allmählich ſah ſie wieder bunt und vergnügt und liebesdurſtig aus, und ſo üppig, als ob die 86jährige Eeiche mit der ich ihre Taille zu vergleichen mir erlaubte, inzwiſchen 90jährig geworden wäre.

Ich will im Bilde bleiben: Die Eiche ward 100-, 120- und 150jährig, und da wir bemerkten, daß Tante Werra häufig nicht allein, ſondern in Geſellſchaft eines ſtattlichen Herrn war, ſo entſtand unter uns Neffen bald ein recht unehrerbietiges Gemurmel, und ſelbſt meine Couſinen, die Nichten, wiſperten allerlei, wovon ſie eigentlich gar nichts hätten wiſſen dürfen.

Doch — was war weiter dabei? — Verhältnismäßig jung war Tante Werra noch, zur Liebe noch lange nicht zu alt: heiraten durfte ſie nicht: warum ſolle ſie nicht, nachdem inzwiſchen ihr Herr Gemahl über ein Jahr in der Gruft lag, ihren natürlichen Gefühlen Rechnung tragen? — —

Eines Tages verreiſte Tante Werra und kam nach 6 Wochen mit ſo ſehr verjüngter Taille zurück, daß höchſtens noch der Vergleich mit einer 74jährigen Eiche

Digitized by Google

zuläſſig wäre. Mit ihr zugleich aber kam eine Spreewälderin mit kariertem, lang herabhängendem Hutband, die auf dem Arm ein Steckkiſſen trug, in dem ein kugelrundes blondes kleines Baby ſtrampelte.

Von der ſittlichen Entrüſtung der Neffen und Nichten macht ſich kein Menſch einen Begriff. Wir ſagten uns alleſamt von der Tante los. Ich allein beſuchte ſie noch manchmal. Denn für meine Erb-Tantologie kam mir der Fall ſehr gelegen.

Außerdem ſagte ich mir: habe ich als Neffe der Tante Werra ſchon keine Hoffnung mehr, dereinſt von Onkel Philipps Hinterlaſſenſchaft zu profitieren, ſo will ich mir wenigſtens die Ausſicht nicht verbauen, einmal als Schwiegerſohn in ſo lohnende Rechte zu treten — denn Tante Werras Kleines iſt ein Töchterchen.

Aber wann Tante Werra das Zeitliche ſegnen wird, iſt mir jetzt höchſt ſchnuppe. Das hat ſie davon.

Tante X.

X iſt ein Buchſtabe, der vornehmlich in der Mathematik eine Rolle ſpielt. Dort ſtellt er meiſtens eine unbekannte Größe dar, die aus den gegebenen Begleiterſcheinungen erſt geſucht und beſtimmt werden muß.

Ganz ähnlich verhält es ſich mit Tante X, deren Geſchichte ich als Beweis dafür erzählen will, daß es auch im Menſchenleben ſolche mathematiſche Exiſtenzen gibt, die erſt geſucht werden müſſen, und in denen man ſich recht empfindlich verrechnen kann.

Ehe ich anfange von Tante X zu berichten, muß ich einiges über ihre Nichte Clärchen Meiſer vorausſchicken.

Dieſe war ein ſüßes junges Mädchen von ſiebzehneinhalb Jahren. Sie hatte prächtiges, ſilberblondes Flechtenhaar, himmelblaue, ſchwärmeriſche Augen, ein allerliebſtes Stupsnäschen, und wenn ſie erſt die große Erbſchaft angetreten hätte, wollte ſie ſich dazu ein violettes Empirekleid machen laſſen, ſo einen richtigen Reformhänger mit weiten halblangen Ärmeln und mit gelbſeidenem, eingelegtem Mieder. Sie ſtellte ſich das

Digitized by Google

einfach entzückend vor und ich glaube selbst, daß es ihr reizend gestanden hätte.

Na, und erst Karl — Karl Bohnsack! Der würde doch einfach kopfstehen, wenn er sie in solchem Kleid sähe. Clärchen war nämlich mit Karl Bohnsack verlobt — schon seit einem ganzen Jahre; und wenn sie erst die große Erbschaft bekommen würde, dann wollten sie heiraten. Sie konnten die Zeit dazu natürlich kaum erwarten.

Es war auch zu unangenehm so. Kam Karl abends zu ihr, dann steckten die Leute morgens, wenn er wieder ging, die Köpfe zusammen, und ging sie etwa mal zu ihm, dann war das Getratsch in beiden Häusern, hier, weil sich so ein junges Ding nicht schämte, zu einem jungen Mann ins Schlafzimmer zu gehen, dort, weil sie „schon wieder" nachts nicht zu Hause war. Die dummen Nachbarn wußten sich selbst eben so wenig vorzuwerfen, daß sie sich berufen glaubten, über ein paar junge Menschenkinder, die sich lieb hatten, moralische Verdammungen auszustoßen.

Wenn nur die Erbschaft erst da wäre! Das war Clärchens und Karls ganze Sehnsucht. Und kommen mußte sie ja eines Tages.

Als Klärchen vier Jahre alt gewesen, war ihr Vater gestorben, und als sie fünf war, starb auch die Mutter. Da war eine alte Tante gekommen mit langen goldenen Ohrgehängen und einem schwarzen Sammetkleid, die hatte Clärchen auf den Schoß genommen und geküßt, und hatte ihr gesagt: „Siehst du, mein Kind,

wenn ich einmal ſterbe, dann ſollt du auch etwas davon haben, — dann will ich dir mein ganzes Vermögen hinterlaſſen.“ Nach der Beerdigung war ſie wieder abgereiſt. Die Nachbarsleute aber hatten Clärchen zu ſich genommen und ſie großgezogen, weil ſie gehört hatten, was die alte Tante zu dem Kind geſagt hatte. Wenn ſie aber Clärchen fragten, wer die Tante war und wie ſie hieß, dann erhielten ſie als einzige Antwort „Tante“. So hatten ſie die Eltern genannt, und näheres wußte Clärchen auch nicht über ſie.

Jetzt war Clärchen ja ein erwachſenes Mädchen, und ſagte ſich, daß ſo eine alte Dame doch unmöglich ewig leben könne und harrte mit ihrem Karl gläubig der Stunde, wo die Todesnachricht und die Erbſchaft eintreffen würde.

Die Nachricht kam aber nicht, und über dem Harren und Warten riß den beiden Liebenden zuletzt die Geduld. Sie wollten Erkundigungen einziehen über die Erbtante. Aber das war ſchwierig. Verwandte hatte Clärchen gar nicht, und erſt ein gewiegter Advokat ſtellte nach langer Mühe feſt, daß Clärchens Mutter eine Tante gehabt habe, welche vor einigen Jahren nach Amerika ausgewandert war und die mit ihrem Familiennamen Piepenmeier hieß. Der Vorname war nicht mehr feſtzuſtellen.

Jetzt gab Clärchen alles dran, um die rätſelhafte Erbtante ausfindig zu machen.

Sie hetzte ſämtliche Privatdetektivs Amerikas auf ſämtliche Piepenmeiers Amerikas, was den Erfolg hatte,

Digitized by Google

daß 24 Tanten Piepenmeier dingfeſt gemacht wurden. Aber die geſuchte — Tante X — war nicht dabei.

Da geſchah etwas, was in Clärchen eine große Umwälzung hervorrief, und ſie veranlaßte, darauf zu dringen, daß Karl ſie ſofort heiraten ſollte. Aber worauſhin? Er hatte kein Geld und ſie hatte noch kein Geld. Wovon ſollte er da eine bald dreiköpfige Familie ernähren? — So zog ſich die Hochzeit hin, bis das Malheur da war und das unverehelichte Clärchen eines Tages einem kleinen Karl die Bruſt gab.

Und wie ſie das unſchuldige Kindchen nun weinend betrachtete und hin und her dachte: Was nun? — da kam plötzlich der Telegraphenbote und überbrachte eine Depeſche aus Amerika, in der ſtand, der Detektiv Schnüffler habe Tante X aufgefunden und ſei mit ihr unterwegs nach Deutſchland.

Nach vier Wochen kam ſie an. Aber o Schreck! Als ſie ſah, daß ſie mittlerweile Urgroßtante geworden war, entrüſtete ſie ſich ſittlich und enterbte auf der Stelle ihre einzige Nichte, indem ſie ihre Hinterlaſſenſchaft einem Jungfrauenkloſter vermachte.

Die freudige Erwartung des erbtantlichen Vermögens aber, und die Vaterfreude hatten inzwiſchen Karl zu einer epochemachenden Erfindung begeiſtert, die ihm ſoviel einbrachte, daß er bald ſein Clärchen heimführen konnte und ihr auch bei Frau Löſcher ein violettes Empirekleid machen ließ mit gelbſeidenem eingelegtem Mieder und weiten, halblangen Ärmeln.

Ich persönlich habe aber jetzt ermittelt, wie Tante Piepenmeier mit dem Vornamen hieß, und um der Geschichte von Tante X auch nach dieser Seite hin einen erfreulichen Abschluß zu geben, teile ich es hierdurch der Wahrheit entsprechend mit: Sie hieß — Xenia.

Digitized by Google

Tante Yvette.

Tante Yvette war, wie ja schon der Name besagt, Balleteuse gewesen. Ja, wie man an den zahlreichen Bildern sah, die in ihren Stuben hingen und wie sie selbst gern erzählte — war sie als Balleteuse sehr schön gewesen. Und das ging auch daraus hervor, daß sie reich war, so reich, daß wir sie mit Vergnügen als unsere Erbtante betrachteten.

Merkwürdig, wie sich so eine Balleteuse verändern kann! Wie ich sie kannte, hätte Tante Yvette nicht mehr öffentlich tanzen können. Ihre Taille hatte im Laufe der Zeit einen Umfang angenommen, daß sie einem Bierkutscher zu gehören schien, mit dem sie übrigens auch bezüglich ihrer Sympathie für geistige Getränke Ähnlichkeit hatte.

Wenn man zu ihr kam, und sie die Asthmaanfälle, die sich regelmäßig nach den Empfangsbegrüßungen und Küssen — Tante Yvette küßte noch immer mit großer Inbrunst — einstellten, überstanden hatte, setzte sie ihrem Gast zunächst irgend einen kräftigen Schnaps vor. Dann rückte sie ihre Armbänder so, daß die prächtigen Steine ihrem vis-à-vis recht frech in die

Augen leuchteten, fletschte ihre falschen Zähne und erzählte dann mit viel Lebhaftigkeit dies und das. Manchmal hatte ich den Eindruck, wenn es recht packend war, was sie da von ihren Kolleginnen — natürlich nie von sich selbst — mitzuteilen wußte, als ob ihre blauen glasigen Augen mir ermunternd zuwinkten, und ab und zu sprang auch wohl mal ein Haken ganz unabsichtlich auf, der die himmelblaue Bluse über dem wabblig-fleischigen weit ins Gemach ragenden Busen zuhielt. Aber die Reize der fünf Dezennien alten Jungfrau waren nicht dazu angetan, mich zu verlocken.

Ich Esel! Heute bin ich fest überzeugt davon: Hätte ich damals der Tante Yvette den Gefallen getan, ich wäre nicht der arme Teufel, der auf der steten Flucht vor seinen Gläubigern immer nur pausiert, um neue Schulden zu machen.

Ich habe nur einen Trost. Auch von Tante Yvettes übrigen Neffen ist keiner eingegangen. So ist wenigstens mein Glaube an die Unsterblichkeit der Erbtante unerschüttert geblieben.

Also, um kurz zu Ende zu erzählen. Als ich eines Abends wieder zu ihr kam, saß sie eng an einen jovial aussehenden Herrn gelehnt in einer Ecke ihres Plüschsofas.

Sie fuhr ihm mit ihrer kleinen dicken Kaulquabbenhand fortwährend tatschelnd über das rote Gesicht und stellte ihn mir als „einen alten Freund und Kollegen", Herrn Gustav Heusorker vor.

„Sieh ihn dir nur recht genau an" meinte sie mit

Digitized by Google

süßlichem Lächeln. Und dann schalkhaft: „Ja, ja, mein Jüngelchen. Herr Heuforker ist dein Onkel. Wir haben uns verlobt.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Gustav Heuforker ist längst Witwer, geht aber, wie ich höre, wieder auf Freiersfüßen. — Und den Kerl muß ich Onkel nennen!

Tante Zerlinde.

Mit Tante Zerlinde ging der letzte Rest meines Glaubens an Erbtanten-Sterblichkeit dahin. Seit ihrem Heimgang bin ich mürrisch, skeptisch, verdrießlich und ungläubig. Sie war die letzte hohe Säule, die noch meine Ehrfurcht vor dem Namen „Erbtante" stützte. Und auch diese Säule stürzte und begrub eines hoffnungsvollen Jünglings, der ich damals war, glühendste Illusion in ihrem Fall.

Als ich sieben Jahre alt war, hatte ich Tante Zerlinde in naiver Zutunlichkeit einmal auf 26 geschätzt, und da ich damit um ungefähr 30 Jahre zu niedrig griff, so war ich seither der erklärte Liebling der braven Jungfrau. Sie schlug mir keine Bitte aus, sie nahm mich in Schutz, wenn ich von den Eltern Prügel bekam, sie gab mir sogar einmal — von meinen Angehörigen wollte es keiner glauben, als ich es nachher erzählte — 20 Pfennige, daß ich mir dafür Schokolade kaufte, kurz: sie verwöhnte mich in jeder Hinsicht.

Als ich größer wurde und einmal den Versuch machte sie energisch anzupumpen, da gestand sie mir unter Tränen der Rührung, daß sie mir jetzt zwar

Digitized by Google

nichts geben könne — denn ſie ſei ſparſam und halte ihr Geld beiſammen, daß ſie mich aber zum alleinigen Erben ihres ganzen Geldes eingeſetzt habe. Und auf mein Bitten zeigte ſie mir das Teſtament. Es lautete:

„Weil er meine Liebe und Treue nicht anerkannte, und mich nicht mit der Achtung und Ehrfurcht behandelte, die ich als Anverwandte beanſpruchen durfte, ſoll mein ganzer Verwandtenkreis, ausgenommen allein mein einziger Neffe Erich von mir enterbt ſein. Dieſer war mir ein Troſt und meines Herzens Kirche, weshalb ich mein ganzes Hab und Gut hiermit ihm zur freien Benutzung vermache."

Daß hinter meinem Vornamen Erich kein Komma ſteht, iſt kein Druckfehler. Tante Zerlinde hatte es vielmehr unterlaſſen, eines dort hinzuſetzen, und daß ich dies in der Freude des in Ausſicht ſtehenden Kapitals überſah, wurde, wie wir gleich ſehen werden, für meine ganze Zukunft überaus verhängnisvoll.

Ich war im allgemeinen ein ſehr vorſichtiger junger Mann. Daher dachte ich gleich an Feuersbrünſte, Waſſernöte und drgl., die das wertvolle Schriftſtück vernichten könnten, und erreichte denn auch durch lebhafte Vorſtellungen von Tante Zerlinde das Verſprechen, ſie werde das Teſtament tags und nachts bei ſich tragen, und nie und nimmer bis zu ihrem Ende aus der Hand geben. Und ſo ſteckte ſie das Papier ſogleich in den Schlitz ihrer Taille, die ihre jungfräuliche Wohlbeleibtheit umkleidete.

Es vergingen Wochen und Monate. Eines Tages eröffnete mir Tante Zerlinde, daß ſie eine Reiſe machen

Digitized by Google

wolle, und forderte mich auf mitzukommen. Ich erklärte mich hierzu bereit, überzeugte mich, daß die brave Dame das Teſtament bei ſich hatte, und bald ſaßen wir im D-Zug.

Ich will mich bei der Fahrt nicht lange aufhalten, weil dieſe an ſich mit der Unſterblichkeit der Erbtante nichts zu tun hat, und nur das Weſentliche davon erwähnen, daß nämlich unſrer Zug gegen einen andern anfuhr, und daß Tante Zerlinde hierbei breitgequetſcht wurde, während ich mich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenſter rettete, nachdem ich mich durch einen kühnen Griff in Tante Zerlindens Buſen in den Beſitz des Teſtaments geſetzt hatte.

Was war aber natürlicher, als daß das bejahrte Fräulein, dem nie eine Männerfauſt ſo nahe gekommen war, bei meinem Zugreifen in keuſcher Aufwallung aufſchrie, und entſetzt mit der Hand den angegriffenen Teil ihrer Jungfräulichkeit zu ſchützen ſuchte. Daß ſie dabei einen Zipfel ihres Teſtaments erfaßte und abriß, war mein perſönliches Pech. Denn als ich ſie bitten wollte, die Ecke wieder herauszugeben, lag ich bereits mit verrenkten Gliedern neben den Schienen, und Tante Zerlinde war eine Leiche. Beim Hinſehen gewahrte ich nur noch, wie der Teſtamentszipfel, der durch die Kraft des Anpralls Feuer gefangen hatte, in ihrer Hand verlohte.

Der Teil des Teſtaments aber, den ich der unglücklichen Tante in ihrer Sterbeſtunde entriſſen hatte, enthielt nur noch folgende Worte:

Digitized by Google

„Weil er meine Liebe und Treue nicht aner
und der Achtung und Ehrfurcht be
durfte ſoll mein
einziger Neffe Erich von mir enterbt ſein. Die
Herzens Kirche, weshalb ich mein ganzes Hab und
freien Benutzung vermache.“ [Gut

Als mir meine Knochen wieder einigermaßen eingerenkt waren, ging ich mit dieſem Fetzen ans Gericht. Dort aber glaubte man mir nicht, daß ſich der „er“ auf den abgeriſſenen Verwandtenkreis bezog, und daß vor dem einzigen Neffen Erich ein „ausgenommen“ ſtand. Denn ſonſt hätte hinter dem Erich unbedingt ein Komma ſtehen müſſen. Was half's! Die Verwaltung der „Jeſu-Herzens-Kirche“ kam und ſtrich das ganze Vermögen der guten Tante Zerlinde ein, obgleich zwiſchen „Herzens“ und „Kirche“ kein Bindeſtrich ſtand. Den Reſt meines eignen Vermögens verlor ich in zahlloſen Prozeſſen gegen die erbſchleicheriſche Kirche, zugleich mit dem Reſt meiner einſt ſo großen Sympathie für die Erbtanten.

Und ſogar die Interpunktionszeichen habe ich ſeitdem auf dem Strich.

Nekrolog.

So ruht denn sanft! — Und Friede eurer Asche! —
Ihr Teuren! Werde euch die Erde leicht!
Wir trugen Sorge, daß euch nicht die rasche
Vergessenheit in eurem Grab erreicht.
Ein jeder müht sich, ob er nicht erhasche
Ein Stück Erinnern, wenn das Leben weicht. —
Ihr mögt beruhigt unterm Erdreich modern;
An euch wird ewig das Gedenken lodern.

Einst priesen wir euch als Beerbungs-Tanten
Und harrten eures Todes hochbeglückt.
Doch wenn ihr starbt, und wenn wir dann entbrannten
In Jubel, überschwänglich und entzückt,
Dann nahte die Enttäuschung. Wir erkannten,
Daß allzufrühes Hoffen nicht erquickt, —
Und uns blieb nichts, als einzig die Erkenntnis:
Erbtanten sind ein Trugbild der Verblendnis.

Und dies Erkennen war uns ein Erlebnis
Und eines neuen Schaffens tiefer Grund,
Wovon dies Buch jetzt vorliegt als Ergebnis:

Digitized by Google

Geliebte Tanten, prüft denn den Befund!
Von eurem Leben, Sterben und Begräbnis
Tun wir darin der ſpäten Nachwelt kund.
Und wart ihr auch ein Trugſchluß unbeerblich —
Wir machten euch, ſo macht auch uns unſterblich!

Von demselben Verfasser erschien bisher:

Die Wüste.

Gedichte.

Buchschmuck von **Paul Cassberg-Krause.**

Verlag: **Ed. Eisselt, Gross Lichterfelde-Berlin, 1904.**

Auszüge aus der Kritik:

Johannes Schlaf in der Wiener „**Zeit**“: . . . Man wird dieses Büchlein, das seinen Titel von einem Nietzscheschen Ausspruch herleitet, zwar eigentlich nicht durchwegs satirisch nennen können, aber man wird von dieser Lektüre den Eindruck haben, daß Erich Mühsam gerade nach einer solchen Richtung hin sich entwickeln und vorwärtsschreiten könnte, und daß man hier etwas Besonderes von ihm erwarten darf! Das Buch könnte — das war mir so interessant! — vielleicht so recht einen lehrreichen und unmittelbaren Einblick geben, wie ein Satiriker wird! . . . Es erwacht hier ein Satiriker, der mit den den besten Eigenschaften ausgestattet wäre: ein braves Herz, eine frische, jugendliche Anteilnahme und — ein eingeborener Humor. — Möge dieser Humor recht kratzbürstig werden! . . . Jedenfalls verdient Mühsam besondere Beachtung. Möchte er ermutigt werden, sich zu konzentrieren und zu kräftigen: dann werden wir vielleicht wieder mal einen braven Satiriker haben! . . .“

Alfred Kerr im „**Tag**“: „. . . Die Oasen seiner Wüste sind das Kaffeehaus, die Destille, die Weinstube, zuletzt „Bett und Sarg“. Das Ganze sieht nach einem deutschen Verlaine aus, . . . nur fehlt das Unbewußte von seiner Lyrik; das Volksliedhafte seiner Lyrik; ja vielleicht Lyrik überhaupt . . . Die Strophen sind etwas zu gut gemacht. — Das Buch aber enthält sehr Schönes . . . Erich Mühsam bleibt unter denen zu nennen, die nach der neuen Weltstadtlyrik trachten. Eines Tages hat er vielleicht das Glück, etwas zu schreiben, was kein Gedicht, sondern ein Lied ist. Keine Komposition, sondern eine Musik.“

Digitized by Google

Julius Bab in der **„Volkszeitung“**: „... Nicht als Dichtwerk (obschon es auch in dieser Beziehung ernsthafte Talentproben gibt) interessiert uns hier das Buch, sondern als Kulturdokument, als Manifest eines Menschen, der mit zureichendem Grunde Bohèmien ist, aus einer tiefen, mitunter zum leidenschaftlichen Haß gesteigerten Feindschaft, nämlich gegen die herrschende Gesellschaft und deren Institutionen. — In seiner wilden, wüsten Bitterkeit, seiner gallenschwarzen Farbe, in den verzweifelten Aufschreien ... ist dies Buch ein starker Typ für eines der wesentlichsten Lebenselemente der Bohème ...“

Franz Diederich in der **„Neuen Zeit“**: „Lyrische Bücher wie dieses wirken über das Dichterische hinaus als gesellschaftlicher Hohlspiegel. Sie packen den Charakter eines bestimmten sozialen Milieus: als persönliches Erlebnis machen sie seine Züge lebendig. Mühsams Buch sieht Welt und Menschheit von der Großstadt aus. Es ist beizende Kritik, die in tiefstem Wesen lyrisch kommt ... Der Dichter nennt sich einen „fidelen Tragöden“, ein Fingerzeig, wie er im Ernst genommen sein will. Er hat die Kunst, den Augenblick im äußeren bildlichen Geschehen wie im inneren seelischen Erleben plastisch und bewegt zu packen, und spielt sein Ich nicht auf ...“

„Düsseldorfer Neueste Nachrichten“: „... In Erich Mühsam tritt uns ein Talent entgegen, das uns beweist, daß nicht nur an der Seine, sondern auch an der Spree echte, urwüchsige Zigeuner leben Nichts Menschliches ist diesem Dichter fremd, er verschmäht es, über fremde, wie eigene Mängel ein schönes Mäntelchen zu hängen ... Die Mitwelt wird diesem jungen Dichter noch einmal Beachtung schenken“

usw. usw.

In Vorbereitung:

Banausen. Ein Kaleidoskop in Versen.

Die lange Bande. Ein Billard- und Weltanschauungsroman.

Die Philosophie des Größenwahns.
Aller Fragen Lösung.

Digitized by Google

Wilhelm Hecker, Buchdruckerei, Gräfenhainichen.

Gerson, Im Reiche der Liebe (pikant). Mk. 1.—, Fr. 1.25.

Grünwald-Zerkowitz. Das Gretchen von heute. 6. Aufl. (In Oesterreich verboten.) 7. Auflage. Mk 2.—, Fr. 2.50.

Hamecher. Zwischen den Geschlechtern. (Homoseruell.) Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Heller, Leo, Bunte Lieder. Mit Umschlagbild. Sehr pikant aber poetisch. Mk. 1.40, Fr. 1.80.

H. M.. Kunst und Moral. Ein satyrisches Buch über die neuesten literarischen Fragen. Preis Mk. 1.20.

— Natur und Kunst. Fortsetzung von Kunst und Moral. Preis Mk. 3.75, Fr. 4.60.

Herr von Tausch und die Verfasser der anonymen Briefe der Hofgesellschaft. — In dieser Broschüre werden die Verfasser mit Namen genannt. — Preis Mk. 1 50, Fr. 1.90.

Heuael, E. v. Entgöttlichte Seelen. Realistischer Roman. Preis Mk. 2.— (pikant). In illustr. Umschlag.

Heymann Dvorak, Ehre? Militärroman. Preis Mk. 1.20, Fr. 1.50.

Hinter den Coulissen des Tauschprozesses. Enthüllungen von einem aktenkundigen Politiker. Mk. 1 —.

Hofdamenbriefe. Sammlung von Briefen an und von **Wiener Hofdamen.** (Höchst interessante Novität!) Preis 4 Mk., gebd. Mk. 5.20.

Hohburg, v. der, Der Forbacher Garnisonteufel. 50 Pfg.

Hoheneck. Ein Sklave. Lebensbild eines Masochisten. Sehr pikant. Preis Mk. 1.60, 2 Fr. In illustr. Umschlag.

Humoristischer Zeitspiegel oder lustige Deutung von 500 Fremd- und andern Wörtern durch einen Kritikus. 60 Pfg., 75 Cts.

Jesus ein Mensch, nicht Gottes Sohn! Ein Fehdebrief wider das falsche Kirchenchristentum. Dem Andenken an Moritz von Egidy gewidmet. Preis 80 Pfg., 1 Fr.

Isolani, Die lange Nase. Moderne Fabeln. Preis Mk. 1.60, Fr. 2.—.

Justus. Carolin, Um einen Kreuzer. Sozialer Roman. Ein starker Band gr. 8° Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75. Enthält die Lösung der sozialen Frage in einfacher Form.

Kaisenberg, Moritz von. (Verfasser der Memoiren der Baronesse Courtot.) Die Intriguen der Gräfin Elisabeth Seefeld. Eine Hofgeschichte in 2 Abschnitten aus den Memoiren eines souveränen Fürsten. 4 Mk., 5 Fr.

Kaiser-Insel, die. Mk. 1.—, Fr. 1.25.

Kaufmann, Max, Leiden des modernen Werther. Roman mit Bild des Verfassers. Mk. 2.—, Fr. 2.50. In illustr. Umschlag.

Keben, G., Ich, die Liebe. Roman. Ein Lebensinhalt. Mk. 1.—, Fr. 1.25.

König Leopold II. Liebesleben. Sehr pik. geschrieben. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1866. Von ?. 8°. 22 Bogen. Preis Mk. 4.—, Fr. 5.—. (Der Verfasser ist ein hoher österr. Offizier, welcher eine scharfe Kritik an der damaligen österr. Führung übt.)

Kupffer, Elisär. v., Doppelliebe, 6 Novellen, pikant. Preis 2 Mk., 2 Fr. 50 Cts.

Lohde. Clarissa. „Auf dem Throne." Roman über den König Ludwig von Bayern. 2 Bde. Preis Mk. 4.—, Fr. 5.—.

— Weltfremd Roman. Zugleich Fortsetzung des Romans „Auf dem Throne" von der gleichen Verfasserin. Lebensabschnitt und Ende des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern. In Bayern verboten. Preis 3 Mk., 3 Fr. 75 Cts.

Mantegazza, P.. Physiologie der Wonne. Vollständige deutsche Ausgabe von Dr. jur. Graf A. Wildling. 2. Aufl. Preis Mk. 4.—, Fr. 5.—.

Memoiren des Königs Milan von Serbien. 2. Aufl. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Mephisto, Ein Märchenmodell. (Prozeß Professor Graefe und Bertha Rother.) Bilder aus dem modernen Künstlerleben. Mit pikantem Umschlag in Farbendruck und Porträt. Preis Mk. 4.—, Fr. 5.—.

— Roman aus dem Hause Koburg. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Müller-Waldeck, E., Siciliana, Auf Goethes Pfaden und andre Essays. Mit 2 Illustrationen. 2. Auflage. Mk. 1.40, Fr. 1.75.

Müller, J., Der Reformkatholizismus. 2 Teile. Mk. 3.60, Fr. 4.50. (I. 2. Aufl.)

Müller, H. u. Weinstabl, C., Der Schauspieler und Komiker im Verein. Mk. 3 — Fr. 3.75.

Musketiere einer ostdeutschen Garnison. Leiden eines Musketiers in Deutschland. Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Norberg, Leo, Unter dem Direktorium. 3 Novellen. Sehr interessant. Illustriert. Novität. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

Offener Brief an die Prinzessin Luise von Toskana, von einer deutschen Frau. Preis Mk. —.40. Fr. —.50.

Oestring, Johann, Die Grafen v. Lasicz. Sittenroman aus den österr. Adelskreisen. 2. Aufl. Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50.

Pavoni, In der Welt des Sichtbaren, Beitrag zum Studium der spiritistischen Phänomene, Einleitung von Professor **Pietro Blaserna.** Ins Deutsche übersetzt von **Johanna Delida.** Preis Mk. 3.—.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068364809

Flüger, F., [illegible]isch). Preis Mk. 2.40, Fr. 3.—, g[illegible]

Preuschen, Her[illegible] Prachtvolle Ausstattung und Umschlag [illegible] dieser verannten Malerin und Dichterin mit dem Porträt derselben. Preis Mk. 3.—, Frs. 3.75.

— **Astartenlieder.** Dem ewigen Hunger geweiht. Sehr pikant. Preis Mk. 1.50, Fr. 1.90

A. v. Reder, Ueber die wahren Ursachen des Verlustes von Oesterreichs Stellung in Deutschland. Preis 60 Pfg., 75 Cts.

Reuter, Liebessünden. Moderne Sitten-Novellen. Preis Mk. 1.—, Fr. 1.25.

Riedl, Max, Herrschaftsküche. Ein Hand-, Nachschlage- und Lehrbuch der feinsten modernsten Küche. Verfasser erhielt die goldene Medaille auf der Münchener Kochkunstausstellung. Format groß 8°; über 500 Seiten. Preis geheftet Mk. 7.—. Elegant gebunden Mk. 8.—.

Schüler, Nette Kollegen. Begebenheiten im Dienste der Rechtspflege. Mk. 5.—, Fr. 6.25. (Verboten.)

Stangen, Eugen, Antinouslieder mit Anhang: „Die Insel der Seligen." Homosexuell In illustriertem Umschlag. Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50.

— **Von der Lotos-Insel.** Gedichte. Mk. 2.—, Fr. 1.25.

— **Dunkel-Flammen.** Dichtungen. Kart. Mk. 2.40, Fr. 3.—.

— **Mit dem zweiten Gesicht.** Novellen. (Unt. d. Presse.)

Straßburger, Egon, Dirnen- und Gassenlieder, mit Illustrationen. Höchst pikant und interessant. Mit Beiträgen von Stangen, Doloroſa, v. Stein, Zoozmann, Wiener und Leppin. In illustr. Umschlag. Preis Mk. 2.50.

Tragödie des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich (mit Porträt). 50 Pfg., 60 Cts.

V. D. G., Doppelehen. Preis Mk. 1.—, Fr 1.25. (Das einfachste Mittel, um der zunehmenden Ehelosigkeit des weiblichen Geschlechtes abzuhelfen.) **Von einer Dame.**

Vandalin-Aniszech, Graf, Rache für Umbertos Ermordung (Aufruf zum Kampf gegen den Anarchismus). Preis 60 Pf., 75 Cts.

Wahrheit, die, über das sächsische Kronprinzenpaar. Preis Mk. 2.80, Fr. 3.50. Interessanteste Arbeit über diesen Fall.

Wedekind, Bébé Rose (Das rote Röckchen). 24 Erzählungen. Mk. 2.50, Fr. 3.—.

Wellershausen, E. v., Die einzige Wahrheit über das Drama von Meyerling. Mit 3 Bildern. — Preis Mk. 2.—, Fr. 2.50. (In Oesterreich verboten.)

Wiesendanger, Harmonien und Dissonanzen. Kart. Mk. 2.50. Mit Porträt der Verfasserin. **Hervorragende Dichtungen und Novellen.**

Wilhelm II. und die Revolution von Oben. Der Fall Hotze. — Des Rätsels Lösung. Preis 80 Pfg., 1 Fr. (In Deutschland verboten.)

Wilhelm II., wie er geschildert wird und wie er ist. Von einem alten Diplomaten. Mk. 6.50, Fr. 8.—.

Wedel-Bérard, Gräfin, **Meine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm II.; Aufklärung über den Königsmord in Italien; Die Dreyfusaffaire im Lichte der Wahrheit.** Preis Mk. 5.—, Fr. 6.25.

— **Aus den Katakomben.** Historische Liebes-Aventuren meiner Vorfahren. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75. (In Preußen verboten.)

Wolff-Thüring, Arme Sünder. Novellen. Mk. 1.60, Fr. 2.—.

— **Wilhelm II.** Eine Studie. Preis 80 Pfg., 1 Fr.

Wyl, W., Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museo Borbonico. 2. unveränderte Auflage. Volksausgabe. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75, geb. Mk. 4.—, Fr. 5.—.

— **Aus Tizians Tagen.** Venezianische Geschichten und Gestalten des 16. Jahrhunderts. Groß-Oktav, mit Illustrationen. Preis geh. Mk. 4.50, Fr. 5.60, geb. Mk. 5.70, Fr. 7.—. Ein großartiges Werk.

W. X., Zur Offiziersgehaltsfrage im Kaiserstaate, Oesterreich-Ungarn. Einige Worte an die Volksvertretung in 12. Stunde. — Preis 60 Pfg., 75 Cts.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten Kunstschätze und Volkstypen in Querfolio mit beschreibendem Text. Geheftet in 30 Heften à Fr. 1.50, geb. in 1 Band Fr. 52.50, in 2 Bänden Fr. 57.50.

Ausflug nach Italien. 600 Photos der Hauptsehenswürdigkeiten (Auszug aus Obigem). Preis Mk. 18.—, Fr. 24.—.

Illustriertes Bäder-Album. Souvenir an berühmte Seebäder, Luft- und Wasserkurorte, Winterstationen ꝛc. Heft 1—13, Bäder Frankreichs enthaltend, ist erschienen. Preis pro Heft 80 Pf., Fr. 1.—, geb. Mk. 15.—.

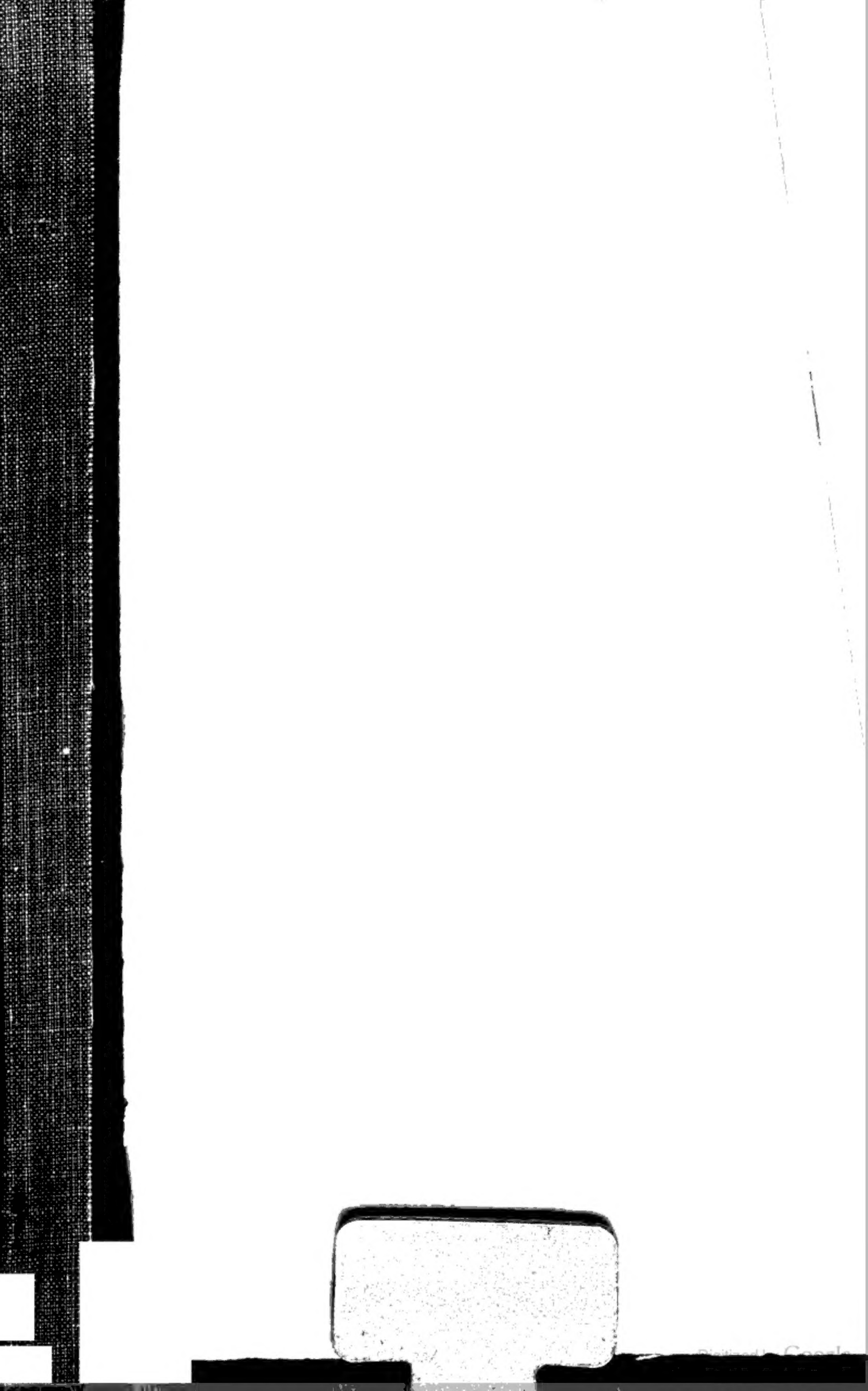
Riviera-Album. Sammlung der schönsten Ansichten in Photographie mit Text in deutscher, französischer und englischer Sprache. 100 Blatt Querfolio, geb. Mk. 8.—, Fr. 10.—.

Züricher, Der erste Mai. Gespräche zwischen aufgeklärten Menschen. Preis Mk. 3.—, Fr. 3.75.

☞ Man bittet zu beachten, daß Briefe nach der Schweiz aus Oesterreich-Ungarn **25 Heller**, aus Deutschland **20 Pfg.**, Postkarten **10 Heller** und **10 Pfg.** kosten.

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.

Digitized by Google



Digitized by Google